OSTEUROPÄISCHE ZUKUNFT

ZEITSCHRIFT FÜR DEUTSCHLANDS AUFGABEN IM OSTEN UND SÜDOSTEN

Amtliches Organ des Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Freiheits-Bestrebungen „UKRAINE“, des Donau- und Balkanländervereins in Deutschland „DUBVID“ E. V. München, der „DEUTSCH-GEORGISCHEN GESELLSCHAFT“, Berlin, der „DEUTSCH-FINNLÄNDISCHEN VEREINIGUNG“, Berlin und des „DEUTSCH-NORDISCHEN VERBANDES“ E. V., Berlin.

Herausgeber: Dr. **Falk Schupp**, Berlin, Prinz Albrecht-Str. 3.
Verlag: **J. F. Lehmann**, München, Paul Heyse-Straße 26.

1. Februarheft 1917

:: :: Diese Zeitschrift erscheint monatlich zweimal 12—16 Seiten stark :: ::
Bezugspreis: halbjährlich für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn M. 8.—, für das Ausland M. 9.—. Einzelne Hefte 60 Pf. Anzeigenpreis: 40 Pf. für die viergespaltene Petitzeile. Beiträge und Besprechungsstücke wolle man senden: An die Schriftleitung der Osteuropäischen Zukunft, Berlin SW. 11, Prinz Albrechtstr. 3; Zusendungen für den Bezug sowie für Anzeigen :: :: an J. F. Lehmanns Verlag, München SW. 2, Paul Heyse-Str. 26 :: ::
(Postscheck-Kto. München 129 — K.K. Postspark.-Kto. 59594 — Bankkonto: Bayer. Vereinsbank)

2. Jahrgang Nr. 3

Inhalt.

Originalarbeiten:

Mitteilung.

Einiges Weitere über Siedelungen in der Ukraine. Außer dem in der „Osteuropäischen Zukunft" Seite 379 genannten Werk verfaßte J. G. Kohl auch ein solches unter dem Titel: „Reisen im Innern von Rußland und Polen" (Dresden und Leipzig 1841). In Band II: „Die Ukraine und Kleinrußland" wird hier besonders ausführlich über die durch ihre Wintermesse nicht minder wie durch ihre Universität und die sonstigen Bildungsanstalten bekannt gewordene Stadt Charkow gehandelt: Seite 135—264. Ermutigt durch die von den Tataren und andern Mongolenstämmen bewirkte Zerstörung des alten Ludomirien, Cernigows und der anstoßenden Reiche waren die Kosaken, als den Ukrainern verwandter Stamm, in großer Menge nach den Flußgebieten der Wolga, des Dnjepr und Dnjestr, sowie nach Teilen Westsibiriens bis über Tobolsk hinaus vorgedrungen. Die Entwicklung Charkows aus der einfachen und unanschnlichen Slobode, die durch nichts von den andern Kosakensiedlungen alter Zeit sich unterschied, zu dem bedeutenden, durch Reichtum ausgezeichneten Handelsemporium und Verkehrsknoten der Gegenwart wird so erklärt und geschildert, daß um 1590 ein Kosak Charkow in die Gegend des Donez, des bekannten Nebenflusses des Don, kam und hier am Zusammenfluß des Lopan mit der nach diesem Kosaken genannten Charkowka eine Niederlassung (ursprünglich nur Lehmhaus, russisch chat genannt) anlegte. Die einzelnen Etappen, wie es Garnisonplan eines der bedeutenderen zarischen Kosakenregimenter usw. wurde, hier aufzuzählen, würde zu weit führen. Genug, wir sehen: Charkow, das durch seinen Woll- und Produktenhandel wie durch die Gunst des Zarenherrschers groß gewordene, seit 1780 als Hauptstadt eines der bedeutendsten Gouvernements Südrußlands zugleich anerkannt, spielt eine Rolle, die weit über das Maß des Gewöhnlichen und Herkömmlichen hinausgeht.

„Alle wichtigeren Gebäude nebst den vornehmsten Kirchen liegen", wie Kohl sagt, „auf dem über 100 Fuß hohen Flußvorgebirge, das oben ein breites, nach der Spitze zu schwach abhängiges Plateau bildet. Auf der einen Seite dieses Vorgebirges zieht sich die Moskauische Straße mit einer Brücke über den Lopan, zur anderen die Poltawasche mit einer Brücke über die Charkowka hinab. Es sind dies die beiden Hauptstraßen der Stadt und beide mit einer Menge neuer und meistensteils sehr eleganter Gebäude besetzt." Pflasterung der Straßen jedoch war damals nirgends anzutreffen, und in einer, der einzigen, die doch eine Pflasterung aufwies, der Moskauischen, wäre es nach dem Urteil von Kennern besser gewesen, die Arbeit zu sparen, da der verwendete Pflasterstein viel zu weich war, als daß er im Gebrauch sich hätte bewähren können. Meist diene Mist zum Ausbessern der Straßen, denn Steine und Holz seien selten (Seite 142).

Kohl hat in Charkow vier Buchläden angetroffen. Davon waren drei ihrer Entstehung nach russisch, standen zwischen Tuch-, Rosinen- und Silberläden, und die Bücher wurden pfundweise und die Gelehrsamkeit nach der Elle verkauft. Der vierte Buchladen, ein französischer, der Gebrüder Saussee, dagegen rühmte sich, die Geistesprodukte vielmehr nach ihrem inneren Werte zu taxieren, und soll ganz so eingerichtet gewesen sein wie der Buchladen zu Orel, der seine Bücher mit Wein, Likör und Zigarren flott machte, zugleich mehr Geschäfte in Kupferstichen als in Schriften betrieb. — „Ein Kaffeehaus", so fährt Kohl fort, „befindet sich im Botanischen Garten; in den Wirtshäusern gibt es Tee, der mit Milch oder mit Zitrone zubereitet wird, und Kronski piwo, eine Art Bier, die aus Petersburg hier eingeführt ist. Die Branntweinpacht und überhaupt der Branntweinausschank geben Gelegenheit, große Vermögen zu erwerben. Unter dem Vorsitz des Adelsmarschalls versammelt sich der ukrainische Adel in sogenannten Wuibors (d. i. Auswahlen) und im eigens dazu gebauten, „mit Bildern und Wappen geschmückten Adelshaus in Charkow". Ein Adeliger namens Kowalewski war damals drei Jahre lang Adelsmarschall, bis er bei eintretender Neuwahl den General Rachmanov zum Nachfolger erhielt. Unter den ukrainischen Adeligen kamen als besonders angesehen, indem ihre Vorfahren zum Teil Hetmans der Kosaken gewesen waren, in Betracht: Bachmetiev, Schedlovski, Karabinin, Henrikov und Kondratiev.

Die Universität ist 1810 eröffnet worden, nachdem niedere Schulen schon früher bestanden hatten. Die Bibliothek wies u. a. die Werke Humboldts und Niebuhrs auf. Die darin neben den Druckwerken aufbewahrten wertvolleren Handschriften (Rukopissen genannt) sind vornehmlich indische und mongolische, dazu eine chaldäische und eine syrische. — Die deutsche Gemeinde in Charkow besteht in der Zeit von 1840 aus nicht mehr als 400 bis 500, die in der Stadt selbst und in der Umgebung ansässig sind. Unter den Katholiken, die hier ebenfalls eine kleine Kirche damals schon haben, sind nur wenige Deutsche anzutreffen, denn Rußland bezog stets mehr lutherische Norddeutsche als katholische Süddeutsche. Jene behaupteten meist, Leutnants, Lehrer, Fabrikanten, Apotheker und dergleichen zu sein, und strebten so viel sie konnten danach, Stellungen gleicher Art in Charkow für sich zu erlangen. Die meisten Deutschen wohnten in der Moskauischen Straße, die in dieser Hinsicht der Schmiedebrücke in Moskau und dem Newski Prospect in Petersburg entspreche. (m.)

Dr. Gustav Sommerfeld, Königsberg i. Pr.

Bücherbesprechungen.

Jahrbuch des Deutschen Vereines für Lodz und Umgegend, 1917. Verlag der Deutschen Post, Preis 0,50 M. Herausgegeben von der Hauptleitung des Deutschen Vereines.

Angefeuert von dem warmen Interesse, welches das deutsche Vaterland den Deutschen Polens entgegenbringt und unterstützt durch wohlwollende Maßnahmen von der deutschen Verwaltung des Königreiches Polen, hat der Deutsche Verein in Lodz, der das Zentrum deutscher Bestrebungen in Polen bildet und die ausgezeichnet aufgemachte Tageszeitung „Deutsche Post" herausgibt, nunmehr ein Jahrbuch veröffentlicht, das ein erfreuliches und anmutiges Beispiel werbenden deutschen Geistes im Osten ist. Redakteur Friedrich Flierl schildert darin Entstehung und Entwickelung des Deutschen Vereines für Lodz und Umgegend, der heute nach kaum einjährigem Bestehen fast 8000 Mitglieder in mehr als 30 Ortsgruppen zählt. Von den Einrichtungen des Vereines seien erwähnt: eine Bücherei, von fast rund 5000 Bänden, der sich für die zerstreuten deutschen Volksgenossen eine Wanderbücherei angliedern konnte. Eine Lesehalle, ferner eine Stellenvermittelung und eine Rechtsauskunftsstelle wurden weiterhin eingerichtet und bilden wertvolle Bindeglieder für die weit verzweigte Mitgliedschaft. Bei der Wiedererrichtung des evangelischen Lehrerseminars in Lodz hat der Deutsche Verein in Verbindung mit dem Verein für das Deutschtum im Ausland mitgearbeitet. Neben dem Schulwesen widmet sich der Verein auch der deutschen Jugendpflege und seine Jugendabteilung zählt bereits 3800 Mitglieder. Die rückständige Landwirtschaft in Polen sucht er durch landwirtschaftliche Winterkurse für seine Mitglieder zu heben. Auch eine Bezugs- und Absatzgesellschaft für die landwirtschaftlichen Mitglieder des Vereines ist in Bildung begriffen.

Gustav Hessen behandelt ferner in einem eigenen Aufsatz das deutsche Schulwesen in Lodz, Adolf Eichler, der rührige Vorsitzende des Vereines steuert einen Beitrag „Zur Geschichte der deutschen Ansiedler in Polen" bei, der insbesondere die geistige und kulturelle Macht der deutschen Siedler im Mittelalter behandelt. Auch die literarischen Beiträge in Form von Gedichten und Erzählungen sind höchst ansprechend. Von heimischen Verfassern treten auf: Friedrich Flierl, Margarete Krüger, P. Wunderling und Adolf Eichler. Das Jahrbuch sollte in alle Vereinsbüchereien der vaterländischen Vereine eingestellt werden, um ein festes Band zu den polnischen Vorposten unseres Volkes zu bilden. (m) Dr. Falk Schupp.

Dr. W. K. Weiß-Bartenstein-Berlin: **Finanzpolitik und Finanzwesen Bulgariens.** Sonderdruck aus dem Finanzarchiv-Verlag Gotha Nachf. 1916.

Dr. W. K. Weiß-Bartenstein, der schon 1913 einige grundlegende wirtschaftliche Bücher über Bulgarien herausgab: „Bulgariens volkswirtschaftliche Entwickelung mit besonderer Berücksichtigung der Finanzwirtschaft", Verlag von Dietrich Reimer, Berlin 1913, und „Bulgarien, Land, Leute und Wirtschaft", Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1913, und auf Grund seiner langjährigen Tätigkeit im Lande und seiner zahlreichen volkswirtschaftlichen Veröffentlichungen auf diesem Gebiete als einer der besten Wirtschaftskenner des Landes angesprochen werden kann, gibt in der vorstehenden Arbeit ein übersichtliches Bild der Finanzpolitik der verbündeten östlichen Balkanvormacht. Er schildert darin in äußerst sachkundiger Weise die „Staatsausgaben", die „Staatseinnahmen", das gesamte frühere und jetzige Steuerwesen und die Gebühren. Dann geht er mit kritischer Würdigung zur Darstellung der formalen und staatsrechtlichen Ordnung der staatlichen Finanzwirtschaft über und kommt schließlich zum Staatsschuldenwesen, dessen Entwickelung er unter eine scharfe kritische Sonde nimmt. Auch die augenblicklichen Verhältnisse werden gewürdigt und schließlich die Finanzwirtschaft der Selbstverwaltungskörper sehr eingehend dargestellt Dr. W. K. Weiß-Bartenstein hält in der Finanzpolitik Bulgariens vieles für verbesserungsbedürftig und zeigt auf Grund seines tiefen Einblicks in alle Verhältnisse eine scharfe Urteilsfähigkeit. Als Finanzwissenschaftler vom Fach gibt er zahlreiche Winke, wie das bulgarische Finanzwesen auf eine bessere Grundlage gestellt werden könnte. Die Abhandlung ist jedem Balkanpolitiker zu empfehlen. (m) Dr. Falk Schupp.

dem Balkan andauernden russischen und affiliierten Anschläge werde (man denke an unsern Bundsegenossen Italien, seine Heimlichkeiten mit Essad Pascha, denke an Herrn v. Hartwig, an Sarajewo!) und da die Donaumonarchie den so verbesserten Zugang zum Mittelmeer sehr gut, ja notwendig brauchen könne. Die Gesundung der Türkei, die entlastete Klärung und Kräftigung ihrer Politik aus dem Verlust ihrer sich damals noch ans Adriatische Meer erstreckenden Balkangebiete. Die reibungslose Angewiesenheit „Mitteleuropas" — von welchem Dehn vor den neuesten Raschlernern sprach — und dazu der beiden sich konsolidierenden Südostmächte aufeinander. Er leuchtete scharf hinein in die jahrzehntelangen Torheiten und Halbheiten der Wiener Politik, die Fehlwege, die sie im Südosten eingeschlagen. Er zerlegte aufs feinsichtigste den ganzen Panslawismus, das gegenwärtige Verhältnis all dieser Slawenvölker mit Hin- und Weglenkung, und betonte richtig, daß nur ihre entfernteste geographische Entlegenheit voneinander, die gegen die Möglichkeit akuter Berührungen schützt, z. B. Russen und Serben, sie zu politischen Parteigängern mache.

Ich begnüge mich mit herausgerissenen Andeutungen, weil jedermann dieses bündig-inhaltsvollste Kompendium über Südosteuropa und unsere Beziehungen zu ihm besser selber lesen wird, der sie aus Verhältnissen, Nationalitäten, Geschichtlichkeiten, aus glücklichen und unglücklichen Diplomatien verstehen will. Gewordenheiten, denen es keinen Abbruch tut, wenn Dehn sie zum Teil noch erst voraus erkannte. Oder wenn auch dieser gute Politiker den gelegentlichen Irrtum begeht, von Verträgen mit England anzunehmen, daß England sich durch sie — es handelt sich um die Gegenverpflichtung für die Abtretung Cyperns - gebunden wisse. Aber die Wichtigkeit des Buches erschöpft sich im Gesagten nicht. Es gibt auch einen ebenso trefflichen Führer durch die Fragen und Probleme des österreichisch-ungarischen Staatenverbandes, eingehender und deutlicher die Dinge beim Namen nennend, als dies augenblicklich möglich ist. Was ja am wenigsten besagt, daß sie uns nicht seit 1914 noch viel dringlicher als vorher in das Mitaugenmerk gerückt worden seien. (Z.)

Zwölf Selbstverständlichkeiten deutscher Politik.

Von Johannes Hering.

1. Der Weltkrieg zeigt, daß nur die allergrößten Staatengebilde und -bündnisse Lebensfähigkeit haben; ohne Land- und Machtzuwachs verfielen wir in die Rolle Lichtensteins oder Monacos. Wer den Weltfrieden sichern will, soll die zweifellos friedfertigsten Völker Europas, das sind Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei, stärken; dies sei den Pazifisten und Landerwerbsgegnern ans Herz gelegt.

2. Der Hungerkrieg hat schlagend bewiesen, daß der deutsche Besiedelungsboden seine Bevölkerung nicht annähernd mit Lebensmitteln, geschweige Gespinsten und anderem Rohmaterial zu versorgen vermag; wir müssen so viel Ackerland verlangen, daß eine Aushungerung im Krieg oder ohne Waffen künftig unmöglich ist.

3. Worin beruhte unsere seitherige militärische Überlegenheit? Weil wir infolge unseres flotten Handels eine starke und gesunde Bevölkerung, sowie reichliche Vorräte besaßen. — Weil England, Italien und Rumänien erst nachträglich rüsteten und losschlugen. Durch die Überlegenheit unserer 42 Zentimeter-Geschütze und Unterseeboote. — Weil ein Hindenburg als Retter erschien. — Weil wir die belgischen, französischen und russischen Erz- und Kohlenlager ausbeuten und ihre Benutzung den Feinden entziehen konnten.

Bringt uns der Frieden keine Erweiterung und Sicherung unserer strategischen Grenzen und Besiedelungsbodens, dann würde Rußland allein mit seinem Drei-Millionen-Geburtenüberschuß beim nächsten Weltkrieg uns zertreten.

4. Fast in jedem Jahrhundert wurden wir von Ost und West angegriffen: während des Dreißigjährigen, des nordischen, des Siebenjährigen Krieges. Darum ist Sicherung wenigstens gegen den gefährlichsten Feind, den Hindenburg in Rußland sieht, nötig. Wir müssen nach dem Kriege mit dem Revanchegedanken in Osten und Westen rechnen. Daß Verzicht auf Annexion nicht zur Versöhnung unserer Feinde führt, beweisen die Friedensschlüsse von 1648, 1763, 1814 und 1866.

5. Der Deutschenhaß ist keine Folge unseres Aufsteigens, sondern eine angeborene, unausrottbare Eigenschaft unserer östlichen und westlichen Nachbarn, die schon seit den Religionskriegen bewußt hervortrat. Der Wiener Kongreß ging weniger auf Schwächung Frankreichs, als des Verbündeten Preußens aus. — Werden wir nicht hundert Millionen stark, dann wird unser Dasein immer von Zufälligkeiten, wie von dem Vorhandensein genialer Männer, wie Blücher, Bismarck, Hindenburg, abhängen. Seit den Kreuzzügen sind die Sprach- und Volksgrenzen des Deutschtums im Westen, Süden und Osten beständig zurückgegangen. Selbst wenn wir bis Odessa vordringen, ständen deutsche Regimenter überall auf ehemals germanischem Siedelungsboden. Weichen wir in die Grenzen von 1914 zurück, dann macht unser Geburten- und Volksrückgang weitere Fortschritte bis zum absehbaren Untergange.

6. Den „Mitteleuropäern" wie Naumann sei es gesagt, daß ohne strategische Sicherung der Donaumündung, des montenegrinischen Lovcen, Serbiens und Rumäniens als Verbindungsland mit unseren Verbündeten ihr „Mitteleuropa" ein totgeborenes Kinde wäre.

7. Sichern wir uns nicht die flandrische Küste und Flottenstützpunkte, so wird England wenige Monate nach dem „Friedensschlüsse" seine Flotte aussenden, um die uns notwendigen Nahrungsmittel und Rohstoffe aus den Tropen und unsere Industrieerzeugnisse nach Übersee nur gegen gehörige Durchfuhrzölle hereinzulassen.

8. Es wird besser für unsere Volksernährung und -gesundung, wie militärische Sicherung bestellt sein, wenn wir uns mit allen Kräften der zwei Millionen Deutschen in Rußland annehmen, damit diese unter unserem Schutze und nicht der Muschki unter Rußlands Führung in die Gouvernements einziehen, aus welchen die Russen die seitherigen Einwohner, Esten und Letten, zu Millionen verschleppt haben.

9. Die Deutschen besitzen die besten Kaufleute, Handwerker, Landwirte und Organisatoren und sind deshalb wohl besser wie die Russen geeignet, Osteuropa in einen Garten echter Kultur zu verwandeln.

10. Da unsere Feinde den Krieg angezettelt haben, aber mit ihren Barmitteln bald zu Ende sind, so müssen wir Entschädigung in Land verlangen; besonders von Rußland soll unser eigenes Volk nicht durch Verschuldung ruiniert werden.

11. Wir müssen handgreifliche Sicherheiten haben, daß Rußland nicht Ausfuhrzölle auf Brotgetreide,

Fleisch, Eier, Gespinste, Petroleum legt, um uns auf diesem Wege zu zwingen, seine Kriegsschulden zu verzinsen.

12. Die Politik während des Krieges und besonders während der Friedensverhandlungen muß im Interesse des ganzen deutschen Volkes und seiner Verbündeten, unter Berücksichtigung aller städtischen und ländlichen Berufsstände, nicht vom großkapitalistischen Standpunkte allein getrieben werden. (m.)

Das Pontische Drama.

Von Dr. Wilhelm Blankenburg, Zeitz,
Mitglied des Preuß. Abgeordnetenhauses.

I.

Mackensens Großtat lenkt von neuem die Blicke der Welt auf eine der kritischsten Stellen des europäischen Staatenkörpers, auf das Isthmusland der Dobrudscha. Es ist nicht das erste Mal, daß am Trajanswall, der wiederum seinen alten, militärgeographischen Zauber bewährt, die eisernen Würfel geworfen wurden um den Besitz der imperialistischen Weltlinie Moskau—Byzanz, an dem letzten Endes die Herrschaft über die Länder des Schwarzen Meeres hängt.

Trotz seiner abgelegenen Lage im Hinterhofe unseres stolzen Erdteiles hat das Aschenbrödel unter den europäischen Randmeeren fast noch mehr durchgemacht als die abenteuerliche Fatinitza seligen Angedenkens. In einem Augenblicke, wo es sich anschickt, ein neues, bedeutsames Blatt seines ehrwürdigen Tagebuchs zu beschreiben, ist vielleicht ein Rückblick auf die wechselvolle Geschichte des Imperium Ponti Euxini am Platze.

Stürmisch und nebelreich, hafenarm und nahezu inselarm, umwohnt von skythischen und sarmatischen Völkern dunkler Herkunft, belastet durch schaurige Berichte aus der Argonautenzeit, verdient es sich seinen düsteren Namen Pontos Axeinos (ungastliches Meer), der der entgegengesetzten Bezeichnung Pontos Euxeinos erst Platz macht, als sich von Byzanz aus über die Krim, das kaukasische und kleinasiatische Gestade ein blühender Kranz von Griechenstädten schlingt. Einer Kultur gehorcht nun das weite Becken, einer merkwürdigen Mischkultur allerdings, die oft genug durch ihre Nachgiebigkeit gegen barbarische Tracht und Sprache den überlegenen Spott oder die heilige nationale Entrüstung der Hellenen im Mutterlande erregte. Der bosporanische Diaspora-Grieche, dem navigare und vivere gleich notwendig erschien, der um der Unversehrtheit seines Volkstums und seines Stadtweichbildes willen auch fremde, wenn nur starke Schutzherrschaft (Mithridates, Rom) gern auf sich nahm, rettete durch kluges Paktieren in Nebensächlichkeiten sein Volkstum bis hoch in die byzantinische Zeit. Das Kulturbewußtsein, einen „griechischen Teich" zu umwohnen, ersetzte ihm das mangelnde Staatsgefühl. Nur im Haupte eines Nichtgriechen, in der genialen Sultansnatur des großen Mithridates konnte daher der Plan entstehen, eine pontisch-bosporanische Großmacht quer über das Wasserbecken hinweg zu konstruieren. Als ihm Pompejus seine Heimat Pontus nimmt, beweist das bosporanische Reich der Krim zähe Festigkeit, wie auch später unter römischem Schutze. Die taurischen Griechenstädte, die den starken Arm Mithridates' jubelnd begrüßt haben, fühlen sich später ebenso geborgen unter dem Schutz der moesischen Legionen und des Pontusgeschwaders der römischen Reichsflotte, die in den besten Tagen der Kaiserzeit auf stramme Seepolizei hält.

Daran lassen es die ersten oströmischen Kaiser fehlen, und die Folge ist im 3. Jahrhundert n. Chr. die Umwandlung des „griechischen Teiches" in einen germanischen. Auf seinem Südzug durch Rußland hat das jugendliche Volk der Goten, ständig den Slawendruck im Nacken spürend, das Meeresufer erreicht. Am Vordringen zu Land gegen den Westen hindert sie die Militärgrenze der Donau, dafür toben sie ihre Jugendrüpeleien auf dem Schwarzen Meere aus. Mit den stammverwandten Herulern am Asowschen Meere bilden sie eine fröhliche Kumpanei: die bosporanischen Rheder müssen ihre Handelsschiffe herausrücken, genial konstruierte flinke Korsarenboote werden aus eigenem hinzugetan, und bald erzittern die griechischen Küstenstädte unter den Schlägen der gotisch-skytischen Seemacht, die es zeitweise auf 2000, nach Zosimus sogar auf 6000 Schiffe bringt. Byzanz erlebt seine schwere Stunde, wie später Rom unter der wandalischen und Paris unter der normannischen Piraterie. Gotische Wikinger sind es, die im Jahre 262 n. Chr. in Ephesus durch Niederbrennung des zweiten prächtigeren Dianatempels erneut herostratischen Ruhm erwerben.

Der Goten-, Hunnen- und Mongolensturm umbraust das Schwarze Meer-Becken; ohne Ehrgeiz nach Seeherrschaft hält das zählebige Byzanz wenigstens die Süd- und notdürftig die Westküste. Aus dem Dnjepr und Don heraus brechen von neuem ungebetene Gäste, die skandinavischen Waräger: der kommende Herr des Nordens gibt rauh seine Visitenkarte ab. Aber die Sitten der Ruriksenkel glätten sich, Wladimir von Kiew holt sich aus Byzanz nicht nur die Braut und mit ihr den künftigen Erbfolgeanspruch auf den griechischen Kaiserthron, sondern auch die orthodoxen Missionare, die sein Volk nach der Massentaufe im Dnjepr auf ewig der abendländisch-römisch-katholischen Kultur entfremden sollen. Damit schließt der zweite Akt des pontischen Dramas.

II.

Unterdessen ist der neue Herr des Schwarzen Meeres eingezogen. Seit 1453 ist es zum „türkischen Teich" geworden. Mehr als 300 Jahre stört niemand dem Großsultan den leidigen Besitz, es sei denn die nie aussterbende Seeräuberei des südöstlichen Beckens. Europa vergißt sein Hinterhaus und gewöhnt sich bald — auch im moralischen Sinne! — an die neue türkische Bezeichnung Kara Dengis = Schwarzes Meer. Am Ende des dritten Aktes finden wir das Großrussentum im Vordringen gegen den sehnsüchtig erstrebten südlichen Kulturstrand, von dem es immer noch die freie Ukraine trennt.

Auf dem Blachfelde von Pultawa entscheiden sich 1709 die Geschicke Osteuropas. Die Ukraine wird moskowitisch. Wie Moses vom Berge Nebo einen Blick tun durfte ins Gelobte Land, so schaut Peter der Große wenigstens einmal von Asow aus hinaus auf das Meer der Verheißung, über dessen Spiegel eine lockende Fata morgana zittert: die goldene Kuppel der Haghia Sophia, das Hochziel aller religiösen und nationalistischen Ideale des Großrussentums. Erst Katharina II. faßt dauernd an den südrussischen Flußmündungen Fuß und übernimmt zielbewußt die Vollstreckung des „Testaments Peters des Großen", an dessen schlüssig nachgewiesener Unechtheit selbst der Real- und Imponderabilienpolitiker Bis-

marck nicht glauben wollte. Acht Türkenfeldzüge zu Wasser und zu Lande beweisen den Ernst des Wollens. Zu Lande bringt der Tag von St. Stefano im Februar 1878 Höhepunkt und Rückschlag zugleich. Angesichts der Stadtmauern Konstantinopels muß Rußland seine Hoffnungen vorläufig begraben, und sein ad hoc geschaffener „Schutzbefohlener“ Bulgarien denkt nicht daran, dem weißen Zaren den Weg nach Stambul für gelegene Zeit offen zu halten, wagt es vielmehr, eigene Politik zu treiben und versperrt heute mit Mackensen am Trajanswall den pontischen Westweg.

Vor den östlichen Landzugang über den Kaukasus und Armenien aber legt sich schützend der deutsche Freund. Seit November 1913 weiß der Moskowiter, daß auch der Einmarsch nach Anatolien nur durch das Brandenburger Tor erfolgen kann.

So umklammern die russischen Polypenarme das Schwarze Meer, das seit der 1871 erfolgten Schaffung der Schwarze-Meer-Flotte 38 Jahre lang vor der Welt als „russischer Teich“ gilt, bis der Kanonendonner der Bosporusschlacht am 29. November 1914 diesen Wahn zerstört.

Die Schreckensfahrten der „Goeben“, „Breslau“ und „Hamidieh“ nach Odessa, der Krim und Kaukasien eröffnen den fünften Akt des Seedramas, in dem wir noch stehen. Trotz gewaltiger zahlenmäßiger Überlegenheit ist die russische Alleinherrschaft auf dem Schwarzen Meere für immer gebrochen. Ihre Wiederkehr wäre unerträglich für den Bestand der Türkei, für die Schaffung der mitteleuropäisch-germanischen Linie Helgoland—Basra, von der schon Friedrich List träumte.

Neue Erscheinungen am Rande des Schwarzen Meeres erheischen die Aufmerksamkeit des mitteleuropäischen Politikers: die leichtfertige Art, mit der Rumänien das Erbe Carols I. vergeudet, das zielbewußte Aufstreben Bulgariens, das den pflichtvergessenen nördlichen Nachbar schon völlig von der Dobrudschaküste abgedrängt hat, die ukrainische Bewegung und die georgische Frage, die beide durch das pontische Problem in ganz neue Beleuchtung gestellt werden.

Lösung in dieses Wirrsal bringt nur eine starke, nicht-russische Seeherrschaft auf dem Schwarzen Meere, dessen weltgeschichtliche Stunde jetzt geschlagen hat. Wer von den Mittelmächten oder ihren Verbündeten sie ausübt, ist eine spätere Sorge; der Gedanke einer dauernden Stationierung deutscher Kreuzer nach Art des englischen Maltageschwaders braucht nicht von der Hand gewiesen zu werden, sofern die Türkei und Bulgarien, wie zu erwarten, damit einverstanden sind.

Die Gotenzeit des Schwarzen Meeres ist unwiderruflich vorbei, auch zum türkischen Teich kann es nie wieder ganz werden, wohl aber besteht die Aussicht, daß das bisherige Aschenbrödel der europäischen Randmeere nach jahrtausendelangem Verweilen im Schatten am Ende des fünften Aktes als — seiner geographischen Lage zum Trotz! — „mitteleuropäischer See“ seine große weltpolitische Rolle eigentlich erst beginnt. (m.)

Der russische „Muschik“.

Eine Skizze von Klara Körber.

Mit falschem Klange wird das Wort jetzt vielfach ausgesprochen und gelesen, unbewußt, daß es eine Erniedrigung von Millionen Menschen verkündet. „Muschik.“ Man gewöhnt sich, den Ausdruck zu hören, zu gebrauchen und fragt nicht weiter, was er zu bedeuten habe. Die Sprache ist aber eine unbequeme Zeugin für die Missetaten der Menschheit — die einmal geprägten Worte sind gleichsam ihre geschichtlichen Nachweise. — Der „Muschik“. Was sagt dieses Wort dem fremden Ohr? Der russische Bauer und nichts weiter. Und doch erzählt es eine lange Leidensgeschichte entrechteter Menschen, spricht von Erniedrigung, von Not und Hunger sondergleichen.

Aus dem Worte „Musch“ — der Mann — abgeleitet, bedeutet „Muschik“ im Russischen wörtlich „das Männchen“. Es ist ein Spielzeug der Tyrannei, ein Mittel zur Züchtung der Volksmassen für die notwendige Bevölkerung des Riesenreiches, für Krieg, Zwangsarbeit und Sibirien — das alles aber kein Mann, sondern nur ein Männchen. —

Der russische Bauer selbst nennt sich „Chrystjanin („Christ“). Diese Benennung soll seine Volljährigkeit vor Gott, die er vor dem Zaren nie erlangt, bekunden. Und fragt man ihn: „Welchem Stande gehörst du an?“ dann erwidert er „Ich bin ein Christ.“ In diesem Selbstbewußtsein darbt er ein halbes Leben lang, um nach Jerusalem zu pilgern, zu seinem Herrn Christus, der ihn nicht als „Muschik“ anspricht, und er wartet in allen Qualen und Erniedrigungen seines Daseins auf ein „Reich, das nicht von dieser Welt ist“. Die Religion ist voller Verheißungen dafür — das Leben selbst nur ein vorübergehendes Leid.

Der russische Bauer führt ein Doppelleben, als Muschik und als Chrystjanin. Als Muschik ist er das verächtliche Werkzeug der Willkür, bückt und windet sich wie sie ihm befiehlt, um Ruten- und Knutenhieben auszuweichen; er betrinkt sich, um sich zu betäuben, verübt Verbrechen, um sich zu behaupten, er ist tierisch im Aufbäumen seiner unterdrückten Kraft und Vitalität. — Als Chrystjanin, zu seinem eigentlichen seelischen Leben erwachend, klagt er sich selbst an in bitterer Reue, berauscht sich am eigenen Leid, ist mitleidvoll wie sein Herr, der Christ, es befiehlt und aufopferungsfähig nach seinem Beispiel. Der „Muschik“ ist das Männchen ohne Land, ohne Recht — ein Paria, wie jene, die einst nach dem Gebot des indischen „Manu“ lebten, dem Gebot, zu darben, sich nicht zu waschen, aus Zisternen den Durst zu löschen. Der „Chrystjanin“ ist jener Bürger einer „civitas Dei“, der Träger der russischen Volksseele, welcher Tolstoj und Dostojewski begeisterte — er ist der Sänger des wundersam ergreifenden Volksliedes, das sein Sehnen verkündet, der ewig verzeihende Märtyrer der geduldig auf das Große wartet, das ihn und alle Menschen erlösen soll. —

In dieser Zweieinigkeit ist der russische Bauer das große Problem für das westliche Europa. Von Kosaken zum Kampfe getrieben, ist er ein wüstes, schmutziges Tier — zu Füßen seines Heilandes und sich selbst wiedergegeben ein ergreifendes, nach Erhebung ringendes Stück Menschentum. —

Er wird im Westen nur zu oft mit dem Kosaken selbst verwechselt, jener Mischung verschiedenartiger Stämme, die, eine fruchtbare Dyskrasie ergebend, sich in grausamer Blut- und Raubgier verkündet und seit Jahrhunderten im russischen Reiche systematisch und ungezähmt gezüchtet wird — als Schreckgespenst gegen das eingeborene Volk. — Die „Nagajka“ schwingt ungeduldig in der Hand des Kosaken, um auf „höheren Befehl“ auf den Rücken des wehrlosen Muschik niederzusausen wenn er aus seiner Lethargie zu erwachen scheint. —

Möge das große Ringen gegen die Barbarei auch dieses Stiefkind des Schicksals nicht übersehen, auf daß es erwache als „Chrystjanin“ mit dem Blick ins reale Leben, zur Erlösung der Umwelt von jenen dunklen Mächten, die ihn banden, der russische Paria — der träumende Muschik. — (Z.)

Die slowenische Frage.

Von Dr. Th. Arldt, Radeberg.

Die Staatenbildung des 19. Jahrhunderts nach dem Abschlusse der napoleonischen Periode stand unter dem ausgesprochenen Zeichen des Nationalitätenprinzipes. Die meisten neu entstehenden Staaten, wie Rumänien, Serbien, Bulgarien, bildeten sich um einen völkisch einheitlichen Kern und auch in den älteren Staatengebilden suchte man alle Volksgenossen auch politisch mehr und mehr in einer Einheit zusammenzufassen. Ist doch dieses Bestreben einer der Gründe gewesen, der Italien in den Krieg gegen seine alten Bundesgenossen geführt hat, hat es doch auch jetzt noch die Sinne des rumänischen Volkes verwirrt und dieses zu einem Opfer der Vierverbandspolitik gemacht. Nun ist aber diese einseitige Bevorzugung des völkischen Gedankens bei den Abgrenzungen der Staaten vollständig unberechtigt, auch stößt sie praktisch besonders im östlichen und südöstlichen Europa infolge der innigen Durchmengung der einzelnen Völkerschaften auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Dafür, daß ein Staat auch ohne nationale Grundlage, aber in eine geographische Einheit hineingewachsen, recht wohl bestehen und auch in schweren Kriegszeiten seine Lebensfähigkeit beweisen kann, liefert seit nun schon über zwei Jahren der Donaustaat Österreich-Ungarn den glänzendsten Beweis. Nicht bloß als Ganzes betrachtet birgt er eine große Anzahl der verschiedenartigsten Völker, auch seine einzelnen, historisch gewordenen Länder sind fast durchwegs nicht völkisch einheitlich. Sehen wir von kleineren Bevölkerungselementen ab, so treffen wir in Böhmen und Mähren auf Deutsche und Tschechen, in Schlesien außerdem auf Polen; Steiermark, Kärnten und Krain sind deutsch-slowenisch, in Tirol leben neben den Deutschen Friauler und Italiener, im Küstenlande außerdem Slowenen und Kroaten. Galizien ist polnisch-ukrainisch, die Bukowina ukrainisch-rumänisch. In Ungarn müssen sich die herrschenden Magyaren mit Deutschen, Rumänen, Ukrainern und Slowaken in das Land teilen, Kroatien und Dalmatien sind zwar vorherrschend kroatisch, aber mit starkem slowenischen, serbischen und bei letzterem auch italienischen Einschlage. Bosnien endlich ist kroatisch-serbisch. Völkisch leidlich einheitlich sind eigentlich nur die serbische Herzegowina und die deutschen Kronländer, Ober- und Niederösterreich, Salzburg und das kleine Vorarlberg.

Auch in Österreich-Ungarn hat es nicht an völkischen Bestrebungen gefehlt, die dahin zielten, dem eigenen Stamme auch politische Bedeutung und Selbständigkeit, wenn auch im Rahmen des Gesamtstaates, zu sichern: denken wir an die Polen in Galizien, die Magyaren in Ungarn, die beide ihr Ziel in gewissem Sinne erreicht haben, aber auch an die Tschechen in Böhmen und Mähren, an die Rumänen in Siebenbürgen, an die Kroaten. Da ist es natürlich, daß auch die Slowenen ähnlichen Zielen nachstreben. Bei ihnen sind aber zwei ganz verschiedene Ziele vorhanden. Das eine ist ein rein slowenisches, das andere ein allgemein südslawisches, das sein Schlagwort in dem Begriff „Illyrismus" gefunden hat und das die Einigung aller Südslawen in einem mächtigen, zwischen Adria und Donau eingelagerten Staate erstrebt, sei es in voller Selbständigkeit, wie das besonders die Politiker in Belgrad und Cetinje erträumten, oder im Rahmen der Donaumonarchie, wie es jetzt eher den Anschein haben könnte.

Die Südslawen.

Bilden nun eigentlich die Südslawen wirklich eine Einheit, so daß man sie als völkische Grundlage eines Nationalstaates ansehen könnte? Zunächst ist es ein rein geographischer Begriff, faßt man doch unter dem Namen alle die slawischen Völker zusammen, die, durch die Deutschen, Magyaren und Rumänen vollständig von der Hauptmasse der Slawen getrennt, auf der Balkanhalbinsel und in ihren nordwestlichen Nachbarländern sitzen. Damit ist aber auch das wichtigste einigende Moment gegeben. Weder rassig noch sprachlich bilden die Südslawen eine große Einheit. Zunächst sind bei ihnen die Bulgaren auszuscheiden, die aus der Vermischung einer türkischen Herrenkaste mit den unterworfenen Balkanslawen hervorgingen und deren Sprache auch stärkere Abweichungen gegenüber der der anderen Südslawen aufzuweisen hat. Diese bilden wieder eine engere Einheit. In ihr bilden die Hauptmasse (gegen 9 Millionen) die Serbokroaten, die wieder in die Serben und Kroaten gespalten werden. Beide Völker weisen allerdings sprachlich nur geringe Unterschiede auf. Um so tiefgehender war die Spaltung, die die Konfession zwischen den römisch-katholischen Kroaten und den orthodoxen Serben schuf. Auch ist diese Spaltung schon so viele Jahrhunderte alt, daß sie vollkommen ins Volksempfinden übergegangen ist. Nur die großserbische Propaganda hat diese Kluft fortzuleugnen versucht und sich bestrebt, beide Völker wieder in eines zu verschmelzen. Auf jeden Fall trennen Kroaten und Serben vielmals größere Unterschiede, als etwa den Holländer oder Flamen vom Deutschen, die sich doch auch als selbständige Völkerschaften ansehen. Weit geringer an Zahl, kaum ein Sechstel der Serbokroaten umfassend, sind dann die Slowenen, mit denen wir uns im folgenden näher befassen werden. Dazu kommen endlich noch zahlreiche Übergänge zwischen den einzelnen Völkern dieser Gruppe und ihren Nachbarvölkern, nirgends wohl mehr als auf der istrischen Halbinsel, wo neben den romanischen Italienern und Walachen, den slawischen Serben, Kroaten und Slowenen, den Albanern und Tschitschen auch kroatische und serbische Slowenen, slowenisierte und italienisierte Kroaten, kroatische Walachen und Italiener vorkommen, worauf schon vor 60 Jahren Czoernig hingewiesen hat: Dies zeigt aufs deutlichste, wie schwer in solchem Gebiete eine gerechte Abgrenzung der einzelnen Völkerschaften gegeneinander ist. Ähnliche Verhältnisse, wenn auch nicht ganz so mannigfaltig, treffen wir auch in Kroatien oder an der deutschen Sprachgrenze wieder.

Der Name Slowenen ist übrigens neueren Datums, eine durchaus künstliche Bildung. Die Deutschen nannten die Slawen, mit denen sie in engere Berührung kamen, Wenden oder Winden, ein Name, der uns auch bei den lateinischen Schriftstellern begegnet (Veneder) und der sich bis in die neueste Zeit erhalten hat. So gibt es im östlichen Tirol im Iseltal Windisch Matrei, im südlichen Oberösterreich im Steyrgebiet Windisch-Garsten. Man sprach lange von einer windischen Mark und 1575 wurde in Südkroatien eine „windische" Grenze eingerichtet. Die Slowenen selbst nannten sich Serben, ebenso wie ihre Verwandten auf der Balkanhalbinsel oder die Serben (Wenden) der Lausitz, wie wir ja überhaupt im slawischen Gebiete immer wieder auf die gleichen Namen stoßen. Bei den Magyaren endlich werden die Slowenen als Totz bezeichnet. Ihrem Rassencharakter nach zeigen die Slowenen zum Teil mongoloide Züge, so in den breiten Nasenöffnungen. Es gibt sich darin ein Einfluß der mongolischen Völker zu erkennen, die von der ungarischen Ebene aus die Slowenen beherrscht haben, besonders der Awaren. Damit mag auch in Zusammenhang stehen, daß die Slowenen

ganz ausgesprochen stark rundköpfig sind. Vier Fünftel von ihnen sind brachykephal, fast die Hälfte mit einem Index von über 80. Die alpinen Deutschen zeigen nicht eine so große Rundköpfigkeit, wiewohl auch sie meist brachykephal sind, wie überhaupt die meisten Alpenbewohner. Doch haben in vorgeschichtlicher Zeit auch Langköpfe in dem jetzt slowenischen Gebiete gesessen. Noch geringer ist der Unterschied zwischen Deutschen und Slowenen in der Farbe. Beide sind blond bis braun, wenn auch die letztere Farbe bei den Slowenen vorherrscht, aber mit blauen Augen zusammen vorkommt. So sind die beiden Völker heute rassig nicht zu scheiden, eine Folge der geschichtlichen Entwicklung, auf die wir noch zurückzukommen haben. Größere Unterschiede weist die Lebensweise auf. Wie bei allen Slawen, treffen wir auch bei den Slowenen auf eine Vorliebe für geschlossene Siedelungen. Die bei den Deutschen so häufigen Einzelhöfe finden sich nur in ungünstigen Gebieten, die größere Ansammlungen nicht gestatten. Ebensowenig kommen aber die für die Nordslawen so charakteristischen Rundlinge vor. Die Kultur der Slowenen gehört ganz dem deutschen Kulturkreise an, wenn sich auch natürlich viel altslawisches Erbgut erhalten hat. Ihrer Volksbildung nach nehmen die Slowenen eine mittlere Stellung ein, indem sie etwa 24 Prozent Analphabeten haben. Sie stehen damit weit hinter den Deutschen und Tschechen (5—7 Prozent) zurück, auch noch hinter den Italienern (16 Prozent), übertreffen aber weit die Polen (41 Prozent), ganz Ungarn (44 Prozent) und Kroatien (61 Prozent) oder gar die Rumänen der Bukowina (72 Prozent), die Serbokroaten Dalmatiens (74 Prozent) und die Ruthenen (76 Prozent). Auch hier macht sich eben die Nachbarschaft der deutschen Kultur bemerkbar.

Verbreitung der Slowenen.

Das Kernland der Slowenen ist Krain, in dem sich nur vereinzelte, zum Teil allerdings ziemlich umfangreiche deutsche Sprachinseln befinden. Auch der Name dieses Landes ist auf slawischem Boden nicht selten. Krajina heißt der Nordwesten Bosniens zwischen Una und Wrbas, Krajna der zwischen Banat und Bulgarien sich einschiebende Nordostzipfel Serbiens. Der Name bedeutet Grenzland, hier zwischen Serben und Bulgaren, dort zwischen Kroaten und Serben. Krain aber war das östliche Grenzland der alten Markgrafschaft Friaul, von der wir noch weiter unten sprechen werden. Von Krain greifen die Slowenen nach der südlichen Steiermark und dem südlichen Kärnten nordwärts. Im Westen sind sie über Görz bis nach Italien hin zu finden, gehen südwärts in Istrien herein, nach Osten in das westlichste Ungarn zwischen Raab und Mur und endlich schließen sich ihnen sprachlich auch noch die Bewohner Kroatiens und Slawoniens nördlich der Save an, die man wegen ihrer politischen Zugehörigkeit meist mit zu den Kroaten stellt, von denen sie etwa um das Jahr 1000 unterworfen worden sind. Richtiger bezeichnet man sie als Slawonier, oder, wenn man ihren Mischcharakter hervorheben will, mit Czoernig als Slowenokroaten. Sehen wir uns nun die Verbreitung der Slowenen in den einzelnen Ländern etwas näher an.

In Steiermark machen sie ziemlich genau ein Drittel der Bevölkerung aus. Sie bewohnen hier zunächst das ganze nach der Save hin abwässernde Glied, besonders das der Sann und der Sotla, ferner das Talbecken der Drau. Die Grenze der Deutschen und Slowenen folgt hier in großen Zügen der Wasserscheide zwischen Meer und Drau, doch reichen die letzteren besonders an zwei Stellen darüber hinaus nach Norden und erreichen nördlich von Marburg bei Marek und an der steiermärkisch-ungarischen Grenze bei Radkersburg die Mur und bewohnen östlich von letzterem das ganze Gebiet der der Mur von Süden zufließenden Stainz. Dafür liegen aber im slowenischen Gebiete eine Anzahl deutscher Sprachinseln, so besonders um Marburg an der Drau und um Cilli, dem bedeutendsten Orte im Savegebiete. Deutsche Minderheiten finden sich aber auch sonst vielfach, so in Tüffer und Sachsenfeld bei Cilli, in Rann an der Save kurz vor ihrem Austritt aus Österreich, an der Sotla bei Windisch Landsberg, in Hörberg bei Drachenburg, in Schönstein, ferner im südlichen Draugebiete in Reifnig, Gonobitz, Windisch-Feistritz, Pulsgau und einigen Nachbarorten, am nördlichen Drauufer in Pettau und Friedan, dann in St. Leonhard und im Gebiete südlich der Mur von Groß-Walz bis Radkersburg.

Viel beschränkter ist das Verbreitungsgebiet der Slowenen in Kärnten, wo sie nur etwa ein Viertel der Bevölkerung ausmachen. Sie bewohnen hier zunächst einmal das Land südlich der Drau von der steirischen Grenze aufwärts bis in die Gegend von Feistritz südwestlich von Klagenfurt. Hier überschreiten sie sogar die Drau und bewohnen die Sattnitz bis an den Wörther See. Auch südwestlich von Klagenfurt sind sie von Maria Rain bis an die Levante nördlich der Drau zu finden, am weitesten bei Völkermarkt zwischen Klagenfurt und St. Paul. Außerdem treffen wir Slowenen in der Mehrheit noch westlich von Villach und nördlich und westlich von Tarvis im Gailtale. Slowenische Minderheiten reichen noch weiter nach Norden und findet sich z. B. im ganzen Gailtale unterhalb Hermagor, im Drautale und Klagenfurter Becken bis zum Kamme zwischen diesen und dem oberen Glantale und dann bis zur westlichen Wasserscheide des Lavantbeckens ostwärts. Ebenso finden wir aber auch deutsche Minderheiten im slowenischen Kärnten, so bei Völkermarkt, bei Eberndorf, in der ganzen Umgegend von Bleiberg, bei Kappel, Schwarzenbach, Gutenstein u. a.

Auf italienischem Boden bewohnen die Slowenen nur ein sehr kleines Gebiet, etwa 35 000 Köpfe stark. Sie sitzen hier auf dem bis 2200 m hohen Bergzuge, der sich zwischen dem Fella- und dem Isonzotale in nordwestlicher Richtung hinzieht, parallel dem Isonzo von Zaga über Karfreit bis Tolmein, den er von der oberitalienischen Ebene scheidet. S. Pietro ist der Hauptort dieses slowenischen Gebietes, während in Cividale, Tarcento, Gemona, Moggio, Racclona, aber auch am Mt. Canin schon Friauler sitzen.

An diese italienischen Slowenen schließen sich die des Küstenlandes an. Sie bewohnen hier den größten Teil der alten Grafschaft Görz, d. h. das Isonzogebiet außerhalb der Küstenebene und die Karsthochfläche nördlich von Triest. Im Isonzogebiete bildet Görz selbst eine Sprachinsel, in der sich neben Slowenen vorwiegend Friauler und Italiener, in geringerer Zahl Deutsche finden. Eine friaulische Minderheit ist auch in Canale vorhanden, deutsche Minderheiten finden sich im Gebirge östlich von Tolmein an der Krainer Grenze bei Deutsch-Rath. Dagegen ist die Küstenniederung ganz romanisch. Zwischen dem Isonzo und dem Karsthochland sitzen von Gradiska bis Monfalcone Italiener, vom Isonzo bis zur italienischen Grenze und darüber hinaus bis an den Taglianunto Friauler. Auch das Gebiet der freien Stadt Triest wird größtenteils von Slowenen bewohnt, wenn auch in der Stadt selbst der italienische Einfluß überwiegt und neben ihm das Deutschtum eine nicht unwichtige Rolle spielt. Recht kompliziert liegen, wie schon erwähnt, die Verhältnisse in Istrien. Hier wohnen die Slowenen in der Hauptsache nördlich der Linie Castelvenere-Castel-

nuovo. Die Grenze bildet im Westen die Dragogna. Die Küste mit Muggia, Capo d'Istria, Pirano ist aber auch hier italienisch. Südlich der genannten Linie sitzen Serben (Mortaken) und Kroaten, doch ist das unmittelbare Grenzgebiet noch stark mit Slowenen durchmischt, besonders südlich der Dragogna, wo Slowenen bis nahe an Buje, bis Grisignana und bei Sovignacco bis an den Quieto heranreichen. Ebenso dringen die Slowenen an der krainischen Grenze südostwärts von Castelnuovo in der Richtung auf Fiume bis nahe an Groß Bergad vor. Die Slowenen treffen hier hauptsächlich mit den serbokroatischen Tschitschen zusammen. Diese schieben sich umgekehrt zwischen Castelnuovo und Sovignano keilförmig nach Norden vor zwischen die Slowenen an der Dragogna und denen an der Krainer Grenze.

In Krain bewohnen die Slowenen, wie schon erwähnt, fast das ganze Land. Nur im Süden fällt ein größerer Bezirk außerhalb ihrer Grenzen. Hier ist das Gottscheer Land zwischen der Ulikagora und dem Hornwald im Norden, der Kulpa im Süden von Deutschen bewohnt. Nur nördlich von Tschabar bewohnen die Slowenen an der Tschabranka die langgestreckte Sprachinsel von Altwinkel und Bergovitza, sonst gehen sie nirgends über die beiden genannten Bergzüge nach Süden. Südlich von den Gottscheer Deutschen sitzen in den Randgebieten von Krain bei Krintowtze und südlich von Tschernembl Kroaten, die hier ihren sonstigen Grenzfluß Kulpa überschreiten. Erst östlich des den Hornwald im Osten begrenzenden Wildbaches reichen die Slowenen wieder von Tschernembl bis Möttling bis an die Kulpa heran. Im übrigen Krain sind nun noch einige deutsche Sprachinseln hervorzuheben; in erster Linie die Hauptstadt Laibach, nördlich davon Stein an der Feistritz, nordwestlich Lak am Eintritt der Sora in das Savebecken, ferner Zarz an der Grenze gegen Görz in unmittelbarer Nachbarschaft des oben erwähnten Deutsch Rath, das Gebiet von Weißenfels und Greuth im äußersten Westzipfel zwischen Kärnten und Görz, das mit dem deutschen Gebiete von Tarris zusammenhängt, und endlich Gurkfeld an der Save, wenig oberhalb des bei Steiermark erwähnten Rann.

Von der Mur unterhalb von Radkersburg aus reichen die Slowenen auch ein kleines Stück nach Ungarn hinein, etwa bis zur Linie St. Gotthard—Strido. Eine ganze Anzahl von Orten verraten hier schon durch ihren Namen ihre Zugehörigkeit zu den Slowenen, wie Tot-St. György, Tot-Keresztur, Tot-Lak. Das Gebiet der Raab selbst bis St. Gotthard ist übrigens deutsch. Ebenso bilden wenigstens teilweise deutsche Sprachinseln die Orte Kaltenbrunn und Oisnitz, letzteres von den Magyaren jetzt in Mura Szombat umgetauft.

Damit ist erschöpft was sich über die Verbreitung der eigentlichen Slowenen sagen ließe. Doch müssen wir ihnen noch die Slowenokroaten anreihen, die sich so eng an sie anschließen. Sie bewohnen den größten Teil des Landes, das man heute als Kroatien und Slavonien bezeichnet, denn die alte Nordgrenze der Kroaten und östlich von ihnen der Serben bildeten Kulpa und Save. Allerdings sind seit der Unterwerfung von Slawonien durch die Kroaten (seit 928) letztere in größerer Zahl ins Land gekommen, aber besonders die westlichen Komitate haben noch vorherrschend slowenischen Charakter, nämlich Agram mit Ausnahme der Bezirke südlich der Kulpa, Warasdin und Belovar-Körös. In letzterem sind sie teilweise mit Kroaten gemischt, weiterhin stärker mit Serben

durchsetzt. Auch hier fehlen aber nicht fremde Sprachinseln. So zeigen starke deutsche Minderheiten Agram, Warasdin, Tragostan westlich von letzterem, sowie Sizsek im slowenokroatischen Gebiete, im slowenoserbischen Slawonien aber zieht sich ein großer Gürtel deutscher Siedelungen von Virovititz über Slatina und Pozsega nach Brod, ein zweiter von Essek an der Drau an der Donau entlang durch ganz Syrmien bis Semlin gegenüber Belgrad. Zu diesen deutschen Sprachinseln kommen magyarische in den gleichen Gürteln Slawoniens, sowie im slowenokroatischen Gebiete bei Tragostan, in Ozail nordöstlich von Karlstadt und in Doschanovatz im Ilovagebiete, an der Ostgrenze von Belovár. In Slawonien treffen wir auch auf halbslowakische bzw. tschechische Siedelungen, wie besonders bei Darnvár im Ilovagebiete, in Johannesdorf, bei Slatina und südöstlich davon in Doltzi und in Tschepin und Neuviertl westlich von Essex. Es sind das Kolonien wie die deutschen Siedelungen dieses Gebietes. So wurden die Tschechen von Johannesdorf erst 1826 angesiedelt. Endlich gibt es im slowenokroatischen Gebiete noch ein paar Orte mit rein slowenischen Minderheiten, nämlich Karlstadt und das schon oben genannte Ozail.

Auch nach Ungarn greifen die Slowenokroaten noch ein Stück über, indem sie besonders den ganzen Zipfel zwischen Meer und Drau bewohnen und sogar bei der Murmündung auf deren Nordufer übergreifen. Hier ist Tschakathurn als deutsch-magyarische Sprachinsel hervorzuheben. Außerhalb dieses geschlossenen Verbreitungsgebietes finden sich nun Slowenokroaten und Kroaten gemischt im westlichen Ungarn, besonders in den Komitaten Eisenburg, Ödenburg und Wieselburg bis zur Donau und selbst an der Leitha, im Marchfelde und an der Thaya in Mähren. Sie sind hier offenbar erst später angesiedelt worden, dagegen könnten sie in Ungarn noch Reste einer alten Besiedelung darstellen.

So haben die Slowenen und Slowenokraten ein Verbreitungsgebiet, dessen Grenzen eine vielfach ausgezackte Linie bilden und das von zahlreichen fremden Sprachinseln unterbrochen, wie auch von eigenen Sprachinseln umgeben wird. Innerhalb dieses Gebietes zerfallen die Slowenen in einzelne Stämme, die allerdings mehr geographisch als mundartlich geschieden sind. So sitzen in Istrien nördlich der Dragogna die Savriner, östlich davon bei Castelnuovo die Berkiner. An diese schließen sich wieder im südlichen Krain die Poiker an. Die Bewohner des unteren Krain werden als Dolentzen, die des oberen als Gorentzen bezeichnet. In Untersteiermark werden nicht weniger als acht Stämme genannt, die Pohorgirentzen, Gortzanen, Pesnitzaren, Sawnitzaren, Doliantzen, Polantzen, Haluzanen und Kraintzen. Die ungarischen Slowenen werden eigentümlicherweise als Vandalen bezeichnet. Unter den Slowenokroaten konnten wir die Turopolyer zwischen Kulpa und Save besonders hervorheben.

Geschichte der Slowenen.

Den gegenwärtigen Zustand in der Verbreitung der Slowenen können wir nur aus ihrer Geschichte verstehen, der wir uns nunmehr zuwenden wollen. Als älteste geschichtliche Bevölkerung des heutigen Slowenengebietes kennen wir illyrische Stämme, ein Mischvolk aus der ziemlich hochgewachsenen, aber dunkeln und rundköpfigen adriatischen oder dinarischen Rasse mit von Norden her eingewanderten langköpfigen und blonden Stämmen von germanischem Typus, die durch stärkere Beeinflussung der Urbevölkerung auf der östlichen und südlichen Balkanhalbinsel die Völker der Thraker und der Griechen schufen. Als Japuden saßen diese Illyrer an der Kulpa im Gottscheer Lande, als Latoviken im mittleren Krain, als Istrier auf der gleichnamigen Halbinsel. Die keltischen Wanderungen brachten vom sechsten vorchristlichen Jahrhundert an zahlreiche Stämme dieser großen Völkergruppe in das Land. In Salzburg setzten sich die Alaunen und südlich von ihnen die Ambisonten fest, Steiermark und Ostkärnten besiedelten die Tanrosker, Westkärnten die Ambidraven, die Karner die karnischen und julischen Alpen von der Drau bis an das Laibacher Becken. Andere Stämme drangen bis zum Karst und bis Istrien vor, die Skordisker um 284 v. Chr. sogar bis Syrmien. Alle diese Stämme wurden nach ihrer Unterwerfung durch die Römer (16. v. Chr. bzw. 8 n. Chr.) mehr oder weniger romanisiert. Geringe Spuren davon finden wir noch in den Istrowalachen, die inmitten der Kroaten östlich von Mitterburg (Pisino), nördlich vom Tschepitschsee an den westlichen Abhängen des Mte. Maggiore in geringer Anzahl leben.

Neue Elemente, zunächst germanische, brachte die Völkerwanderungszeit. Besonders ließen sich im jetzigen Slowenengebiete die Langobarden nieder. Alle diese Einwanderungen haben aber auf die Bevölkerungsverhältnisse der Ostalpen nur geringen Einfluß ausgeübt, denn auch diese letzte und bedeutendste germanische Völkerwelle in diesem Gebiete räumte es 568 vollständig, um nach Italien weiter zu ziehen. Damit stand das Land der nunmehr einsetzenden slawischen Einwanderung offen. Diese kam sicher über die ungarische Tiefebene, in der sich gleichzeitig die mongolischen Awaren ausbreiteten, ohne aber als Nomadenvolk das Land wirklich ganz zu erfüllen. Vielmehr saßen zwischen ihnen und unter ihrer ziemlich gewaltsamen Herrschaft die Slawen, deren Gebiet damals noch von der Wolga bis zur Adria zusammenhängend war. Von ihren westwärts vordringenden Scharen bildeten die Stammväter der heutigen Slowenen den Südflügel, wie die Polaben und Polen den nördlichen und die Sorben und Tschechoslowaken die Mitte. Das Gebiet, das diese Altslowenen besetzten, war weit größer als das heute von ihren Nachkommen bewohnte. Welches eigentlich die Grenze gegenüber den tschechischen Stämmen war, läßt sich heute nicht angeben, ist auch schließlich nebensächlich, denn um das Jahr 600 kann der Unterschied zwischen den tschechischen und den slowenischen Stämmen nur gering gewesen sein. Das sehen wir auch aus dem weiteren Verlaufe der Geschichte. Fassen wir die heutige Verbreitung der einzelnen Gruppe ins Auge, so dürfte etwa die Donau als die alte Grenze der beiden Slawengruppen angesehen werden, im Westen dagegen March und Thaya, so daß also Niederösterreich dem Slowenengebiete ebenso angehörte wie Ungarn südlich und westlich der Donau. In Niederösterreich verraten vielfach Namen von Orten und Flüssen die alte slawische Ansiedelung. Nördlich der Donau könnte man allerdings bei der Krems, bei der Schmida oder der Zaya an alte tschechische Bewohner denken, südlich der Donau ist das aber kaum möglich. Hier sind aber slawische Namen ganz besonders häufig. Von Flüssen nennen wir nur Erlapf, Bielach, Türnitz, Perschling, Tullu, Liesing (in Urkunden Lieznicha), Triesting (urk.: Tristnichs), Feistritz, von Orten Opponitz südlich von Waidhofen an der Ybbs, Pöchlarn, Melk, Türnitz, Tulln, Gloggnitz an der Schwarzau, Mödling (urk.: Medilicha) bei Wien, abgesehen von zahlreichen anderen, die Czoernig zusammengestellt hat. Auch urkundlich ist das Vorhandensein von Slowenen festgestellt, so für das Gebiet der Ybbs (837 979), für das der Perschling und der Traisen 1 851 853.

Auch in Oberösterreich treffen wir auf slo-

wenische Ortsnamen. An erster Stelle ist Windisch Garsten zu erwähnen, das unweit der steirischen Grenze im Steyrgebiete liegt. Die Slowenen sind also hier sogar bis über die Enns vorgedrungen. Noch weiter nördlich liegt an der Steyr Agonitz und bis ins Alpenvorland führt uns die unweit von Linz in die Traun mündende Krems, deren Namen man mit dem böhmischen Krschemysch und dem slowakischen Kremnitz gleichsetzen muß. Kamen die Slowenen bis Oberösterreich, so müssen sie auch das jetzt deutsche Steiermark besiedelt haben. Hier bildet nördlich der Raab die Lafnitz die Grenze gegen Ungarn. Ihr fließt von Westen her die Feistritz zu, deren Name im slawischen Gebiete weit verbreitet ist. In die Raab mündet die Rabnitz. An dem nordöstlich von Graz in die Raab fließenden Weizbach liegt Fladnitz, östlich von Graz Laßnitz. Im Murgebiete haben wir im Grazer Becken neben der Hauptstadt Graz selbst im deutschen Sprachgebiete u. a. die Flüsse Laßnitz und Taigitsch, die Orte Osterwitz, Leibnitz und Lankowitz, im oberen Murgebiete Mixnitz am Durchbruch der Mur durch den Zug der Gleinalpe, den Zirbitzkogel an der Kärntener Grenze, Predlitz an der Mur, wo sie aus Salzburg in Steiermark übertritt, Donawitz bei Leoben, an der Enns Liezen, am Toten Gebirge den Toplitzsee, also windische Namen im ganzen Lande verstreut.

Ebenso liegen die Verhältnisse in Deutsch-Kärnten. Hier fließen der Gurk von Norden her die Görtschnitz und Metnitz zu, in deren Gebieten wir ein Osterwitz und wieder ein Feistritz treffen. Dazu kommen im Gurkgebiete noch Fladtnitz, Zweinitz, Glödnitz, Sirnitz, an der Drau oberhalb von Villach Feistritz und im nordwestlichen Winkel des Landes nahe der Salzburger Grenze Kolbnitz und Mallnitz, nördlich der Gail und östlich von Hermayer eine Windische Höhe. Von hier aus lassen sich windische Namen sogar bis in das östliche Tirol verfolgen. Zwischen dem Großglockner und Lienz erhebt sich 2906 m hoch der Schleinitz, westlich vom Glockner der Groß-Memkanitz (3231 m). Südwestlich davon liegt an der Isel Windisch Matrei, im oberen Draugebiet östlich von Sexten Kartitsch.

Aus diesen Namen können wir recht gut ersehen, wieweit die Slowenen oder, wie sich damals die Alpenslawen nannten, die Karantaner nach Westen vorgedrungen sind, als sie das von den Langobarden verlassene Gebiet besetzten. Ihre Einbruchslinien waren die großen, nach Osten strömenden Flüsse. An der Save entlang kamen sie nach Krain und von hier über das Karsthochland nach Istrien und Görz, die wahrscheinlich fast in ihrer großen Ausdehnung besiedelt wurden, denn die Italiener sind hier sicher erst im Laufe des Mittelalters, hauptsächlich durch den Einfluß Venedigs, eingewandert. Ebenso sind die serbischen Morlaken im Südwesten der Halbinsel hier erst durch die Venetianer angesiedelt worden, und auch die Einwanderung der Kroaten ist erst später erfolgt als die der Slowenen. Die Drau wies den letzteren den Weg nach Südsteiermark, Kärnten und dem östlichen Pustertale, die Mur nach Mittel- und Nordsteiermark, Kärnten und dem östlichen Pustertale, die Mur nach Mittel- und Nordsteiermark. Von hier wurden, wahrscheinlich über den nur 849 m hohen Schoberpaß, das Ennsbecken oberhalb des Gesäuses erreicht und weiterhin über den Pyhrnpaß (945 m) das Steyrgebiet in Oberösterreich. Nach Niederösterreich sind sie an der Drau entlang vorgedrungen und dann in den Tälern der Fraisen, Erlaf, Ybbs in die Alpenkette vorgestoßen. Auch haben sie jedenfalls vom Wiener Becken aus den ebenfalls einen slawischen Namen führenden Semmering (980 m, früher Semernik genannt) überschritten und sind so in das Mürztal gelangt. Die Westgrenze bildeten also jedenfalls die karnischen Alpen, das Toblacher Feld im Pustertal, der Zug der Hohen Tauern, das Salzkammergut und dann etwa Traun und Donau. Sie umfaßte also ein Gebiet, das mehr als doppelt so groß war wie das heutige Verbreitungsgebiet der typischen Slowenen.

Während die in der ungarischen Ebene lebenden Slawen vom Joche der Awaren etwas bedrückt wurden, gelang es den Alpenslawen, sich davon frei zu machen, wenn auch nicht ganz aus eigener Kraft. Um 624 stellte sich an die Spitze der am weitesten nach Westen vorgedrungenen Slawen der Franke Samo, schlug die Awaren und gründete ein ausgedehntes Reich, dessen Kern die tschechischen Länder Böhmen und Mähren bildeten, das aber jedenfalls auch die windischen Donau- und Alpenländer mit umfaßte. Hier stießen die vordringenden Winden in Nordostitalien mit den Langobarden, in den Alpen mit den alamannischen Bayern zusammen, die ihrem Vordringen ebenso Einhalt geboten, wie im Donaulande die Franken, wenn deren König Dagobert auch nicht die Samo selbst zu unterwerfen vermochte (630). Ungefähr um die gleiche Zeit wurde unter die Winden eine Anzahl bulgarischer Familien aufgenommen, die von den Awaren aus Ungarn vertrieben worden waren. Auch erschienen jetzt im Süden der Save und Kulpa die Kroaten und Serben, die dem südlichen Vordringen der Slowenen in den Weg traten.

Das große Reich des Samo überlebte seinen Gründer nicht. Die unter ihm vereinigten Stämme fielen nach seinem Tode (662) auseinander und die Slowenen gerieten wieder unter das Joch der Awaren. Die Enns und weiterhin die Tauern bildeten über hundert Jahre die Grenze von deren Machtbereich gegenüber Ostfranken. Unter den Awaren herrschte ein „Supan“ über Steiermark, Kärnten und Krain, die als Karantanien bezeichnet wurden. Inzwischen drang schon deutscher Einfluß ins Land, besonders von Salzburg aus, das als das eigentliche Zentrum der Germanisation und Christianisierung dieser Länder betrachtet werden muß. Um dem Drucke der Awaren zu entgehen, stellten sich die Slowenen schließlich selbst unter deutschen Schutz. 748 rief der Supan Bornth von Karantanien die Bayern um Hilfe an. Dafür geriet er in deren Abhängigkeit und nun setzt die Verdeutschung der Grenzländer verstärkt ein. Ein neues Zentrum dafür wurde im Pustertal das 769 vom Bayernherzog gegründete Inichen. Noch kräftiger wurde der deutsche Einfluß, als 788 Bayern eng mit dem großen Frankenreiche verbunden wurde und wenige Jahre darauf (791) Karl der Große die Awaren von der Enns bis zur Raab zurücktrieb. Im Donaubecken wurde zwischen Enns und Tulln die Ostmark gegründet, in der eine starke deutsche Kolonisation einsetzte, die in wenigen Jahrhunderten die windischen Bevölkerungselemente aufsaugte und die Slowenen so vollständig von den bisher mit ihnen verbundenen Tschechen trennten. Schon 796 wurde das Awarenreich vollständig gestürzt und der deutsche Einfluß bis an die Donau und bald auch über Kroatien bis an den Werbas ausgedehnt, so daß um 800 alle Slowenen und Kroaten der Herrschaft Karls des Großen gehorchten. Neben der Ostmark unter dem ersten Markgrafen Gerold war für die feste Stellung des Deutschtums auch die Mark Friaul von Bedeutung, die außer Venetien auch Görz und Istrien umfaßte und so die Slowenen von Süden umklammerte. Auch in Karantanien tritt uns nach Karls des Großen Tode (714) ein deutscher Graf Balderich entgegen. Auch in Ungarn waren die slawischen Supane durch fränkische Grafen (Helmwin, Albgar, Pabo) ersetzt worden. Dagegen behielten die unter der Aufsicht von Friaul stehenden Kroaten und die Slowenen

von Slawonien ihre einheimischen Fürsten bei. Um 820 versuchte der hier herrschende Slowenenfürst Lindewit vergeblich einen Aufstand. So waren um diese Zeit die Slowenen von einer vollkommenen Durchsetzung mit Deutschen und vollständiger Germanisierung bedroht.

Doch setzte noch einmal ein Rückschlag ein, der, wiederum von den Tschechen ausgehend, die Donau- und Alpenslawen zusammenzufassen suchte. Die mährischen Fürsten waren im Bunde mit den Franken zu großer Macht gelangt. Der 846 von Ludwig dem Deutschen eingesetzte Rastislaw wendete sich aber bald gegen das Frankenreich (853), wurde aber 864 und 870 vollständig geschlagen. Größeren Erfolg hatte sein Neffe Swatopluk, der in fast vollständiger Selbständigkeit als großmährischer Herzog bis zu seinem 894 erfolgten Tode Böhmen, Mähren, die Ostmark, das slowakische Ungarn und das Land zwischen Donau und Save beherrschte, also alle tschechischen Stämme und die größere östliche Hälfte der Slowenen. Dagegen blieben Karatanien und Istrien fest in deutscher Hand, ersteres zu Ostfranken, letzteres zum karolingischen Italien gehörend. Die Germanisation konnte daher in ersterem ruhig fortschreiten, da hier die Deutschen an dem rein deutschen Bayern einen festen Rückhalt hatten. Immerhin war dieses Reich für das Deutschtum ziemlich bedrohlich, zumal damals innere Wirren zwischen den verschiedenen Linien der Karolinger seine politische Macht schwächten.

Doch auch diese Möglichkeit zur Bildung eines großen Slawenreiches im Donau- und Alpengebiete ging mit dem Tode des Swatopluk verloren. Nicht die Deutschen waren es aber, die diese letzte Hoffnung zertrümmerten, die sich den Winden bot, ihre Selbständigkeit zu erlangen, sondern die Magyaren, die bereits 897 das großmährische Reich zertrümmerten und 907 ihre Macht sogar bis an die Enns ausdehnten. Durch ihre Einwanderung wurden die Bevölkerungsverhältnisse in Ungarn viel gründlicher umgestaltet, als etwa durch die Awaren. Bis 900 bildeten die Hauptmasse der Bevölkerung westlich der Donau und nördlich von Kulpa und Save noch immer die Slowenen, nach denen das ganze Land mit Karantanien zusammen als Slawonien bezeichnet wurde. Diese Slowenen waren zumeist hörige Bauern, wenn es auch unter ihnen Edle und Supane gab. Unter ihnen saßen noch Reste der Awaren, besonders aber zahlreiche Kolonien der Deutschen, die infolge ihrer überlegenen Kultur auch im großmährischen Reiche eine hervorragende Rolle spielten. In Karantanien waren sie vollständig die Herren des Landes. Jetzt schoben sich aber die Magyaren zwischen die ungarischen Slawen ein. Die Awaren wurden von ihnen besonders leicht assimiliert, aber auch die Winden blieben davor nicht verschont, und das ganze Gebiet zwischen Donau und Drau war jedenfalls schon um das Jahr 1000 fast ganz von den Magyaren besetzt. Die nichtmagyarisierten Slowenen waren nach Westen oder über die Drau zurückgewichen. Eine weitere Einbuße erlitt das Slowenentum durch das Vordringen der Kroaten. Hatte Slawonien noch in der Karolingerzeit ein selbständiges Herzogtum gebildet, so bemächtigten sich 928 die Kroaten Sioseks und am Anfange des elften Jahrhunderts war auch Syrmien kroatisch geworden. Mit diesem politischen Vordringen ging die völkische parallel, doch verstärkte sich dieses erst unter dem Drucke der Türkeneinfälle (seit 1463), dem die Kroaten nach Norden hin auszuweichen suchten. Noch im 16. Jahrhundert ist aber der slowenische Charakter des Landes zwischen Drau und Save deutlich erkennbar. Als Kroatien bezeichnete man damals nur das Gebiet südlich von Kulpa und Save, dagegen alles nördlich davon liegende Land als Slawonien. Und als es zur Einrichtung der Militärgrenze kam, da wurden z. B. 1578 die Orte Zengg an der Küste, Ogulin, Stluin, Modrusch im Komitat Modrusch-Fiume und Sissek an der Kulpamündung, Glina im Komitat Agram südlich der Kulpa der kroatischen Grenze zugerechnet. Dagegen werden die Orte Warasdin, Kreuz, Agram, Kopreinitz, St. Georgen, Ivanitz als in der „windischen“ Grenze gelegen bezeichnet. Der Name hielt also den Charakter des Landes fest, wenn auch von 1463—1528 zahlreiche Kroaten sich im Lande niedergelassen hatten. Seit dieser Zeit haben sich hier keine wesentlichen Verschiebungen im Besitzstande der Völker vollzogen. Es kam nur zur lokalen Anlegung von Kolonien der verschiedensten Stämme, von denen wir oben bei der Besprechung der Sprachinseln eine Anzahl aufgeführt haben.

Wir wenden uns nunmehr wieder den Slowenen im engeren Sinne in Karantanien und Istrien zu, wo die Germanisation vom neunten bis zwölften Jahrhundert von der Tauern—Enns-Grenze allmählich bis zur heutigen Sprachgrenze fortschritt. Doch blieben nördlich von letzterer noch längere Zeit größere slowenische Sprachinseln bestehen, so besonders im Enns-, Mur- und Paltentale, wie ja überhaupt die Slawen bei ihren Siedlungen immer die breiten Talgaue bevorzugt haben, ja bei Kraubath gab es einen Kroatengau bis ins zwölfte Jahrhundert. Das Deutschtum muß sogar früher noch verbreiteter gewesen sein als heute. Das zeigt uns besonders das häufige Vorkommen deutscher Ortsnamen in rein slowenischen Gebieten. So wären z. B. aus Krain von größeren und bekannteren Orten Radmannsdorf, Krainburg, Rudolfswert, Weixelburg, Adelsberg. Neumarktl, Treffen, Seisenberg, Nassenfuß zu nennen, abgesehen von den deutschen Sprachinseln Laibach, Stein, Gurkfeld. Ebenso gibt es im windischen Steiermark Oberbrug, Lichtenwald, Drachenburg, Erlachstein, Luttenberg, Mährenberg, in Görz Kirchheim und Heidenschaft. Hier ist das Deutschtum offenbar nachträglich wieder zurückgedrängt worden.

Aus dem zehnten Jahrhundert stammt auch das älteste slowenische Literaturdenkmal, eine Handschrift, die Beichtgebete enthält, das älteste literarische Denkmal einer lebenden slawischen Sprache. Dann ist aber die Pflege der slowenischen Sprache offenbar ganz zurückgetreten. Bis zur Reformationszeit standen eben die Winden ganz unter deutschem Einflusse, kulturell ebensogut wie politisch. Ihr Land bildete einen festen Bestandteil des Deutschen Reiches unter deutschen Grafen und Herzögen. Einige Zeit gehörten sogar alle slowenischen Länder zum Herzogtume Bayern, selbst die Markgrafschaft Friaul oder Verona mit Istrien und Görz (seit 952). Von 976 an bildeten diese Länder, d. h. ganz Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien, Görz, Friaul, Venetien und Südtirol ein neues deutsches Herzogtum Kärnten, als dessen erster Herzog uns Markward, der Stammvater der Familie der Eppensteiner, entgegentritt. In den nächsten Jahrhunderten wurde der Zusammenhang allerdings vollständig gelöst und die einzelnen windischen Länder gingen ihre eigenen Wege. Steiermark kam unter den Einfluß der bayrischen Welfen und der Babenberger von Österreich (bis 1192). Krain bekam 1039 eigene deutsche Markgrafen und geriet 1077 unter den Einfluß der deutschen Patriarchen von Aquileja. Istrien wurde 1061 Markgrafschaft und ebenfalls 1077 mit Aquileja vereinigt, während Kärnten als selbständiges Herzogtum weiter bestand, das auch in Krain ausgedehnte Besitzungen behauptete. 1122 trat an Stelle der aussterbenden Familie der Eppensteiner das rheinfränkische Geschlecht Sponheim (bis 1269), das auch für Istrien Bedeutung gewann. Daneben war noch das bay-

rische Haus Andechs in Krain und Istrien von Bedeutung, ebenso wie die Bischöfe von Freising und Brixen große Besitzungen hatten. So standen alle slowenischen Länder dauernd unter deutscher Herrschaft. Nur sieben Jahre lang (1269—1276) hatte Steiermark einen slawischen Herrn, den Böhmenkönig Ottokar II., der aber ganz als deutscher Reichsfürst betrachtet werden muß und ganz unter dem Einflusse deutscher Kultur stand. Nach seiner Niederwerfung zogen die Habsburger als Herren in Steiermark ein. 1335 fiel auch Kärnten an Österreich und mit ihm sein Besitz in Krain, doch gehörte das Savegebiet oberhalb Laibach zumeist noch zu Aquileja, ebenso das slowenische Istrien, während Görz eine selbständige Grafschaft unter den Lurngauern bildete, die im 13. Jahrhundert auch Kärnten beherrschten. Nach ihrem Aussterben fiel auch Görz 1500 an die Habsburger, und damit beherrschten diese alle Slowenen, denn auch das slowenische Istrien war bereits 1347 mit den habsburgischen Ländern vereinigt worden.

Wenn auch unter der Herrschaft dieser deutschen Häuser das Verbreitungsgebiet der alpinen Slowenen etwa auf die Hälfte verkleinert wurde, während die andere Hälfte im Deutschtum aufging, so erwachte doch gerade durch deutschen Einfluß schließlich das Volksgefühl des slawischen Stammes. Den Anstoß dazu gab die lutherische Reformation, die durch Truber aus Niederkrain und durch Wiener bei den Slowenen eingeführt wurde. Das deutsche Herzogtum Württemberg unterstützte diese Bestrebungen besonders, durch die gleichzeitig erst die slowenische Schriftsprache geschaffen wurde. 1550 erschien in Stuttgart der von Truber ins Slowenische übersetzte Katechismus, noch mit deutschen Lettern gedruckt. Andere Bücher, Evangelien, Postillen, Gesangbücher folgten nach, 1584 eine Bibelübersetzung durch den Kärntener Dalmatin, die in Wittenberg hergestellt wurde. Inzwischen war man aber (seit 1555) zur lateinischen Schrift übergegangen. 1584 gab Bohoriz auch schon die erste slowenische Grammatik heraus. Im ganzen blieb aber die slowenische Literatur im 16., 17. und 18. Jahrhundert noch fast ganz auf das religiöse Gebiet beschränkt. Ein ausgesprochenes Nationalitätsgefühl hatte sich auch jetzt noch nicht bei den Slowenen entwickelt. Besonders die Jesuiten begünstigten die Volkssprache nicht, deren sich anfangs die Gegenreformation mit Erfolg bedient hatte.

Erst am Ende des 18. Jahrhunderts erwachte es, teilweise infolge der Germanisierungsbestrebungen Josefs II., dann aber unter dem Einflusse der Aufklärungszeit und besonders der französischen Revolution. Zunächst machte sich dies in der Literatur bemerkbar. Mit V. Vodnik (1758—1819) tritt uns der erste slowenische Volksdichter entgegen. Weit vielseitiger war F. Broscheren (1800—1849), als Lyriker und Epiker gleich bedeutend. Inzwischen hatte das Slowenentum auch eine politische Anerkennung gefunden. Als Bernadotte im März 1797 kärntischen Boden betrat, erließ er seine Bekanntmachungen außer in französischer und deutscher, auch in slowenischer Sprache. Ebenso verfuhr Napoleon, der auch später das Slowenentum nach Möglichkeit förderte, um es gegen Österreich ausspielen zu können.

1809 mußte Österreich alles Land südlich der Save und das Grenzgebiet oberhalb des Klagenfurter Bekkens abtreten, also Oberkärnten, Krain, Istrien und das alte Kroatien und Dalmatien, aus denen die zu Frankreich geschlagenen illyrischen Provinzen gebildet wurden. Das ganze Gebilde war, wie die meisten politischen Schöpfungen Napoleons, höchst unnatürlich, geographisch sowohl wie besonders auch völkisch; umfaßten diese Provinzen doch außer den nicht unter türkischer Herrschaft stehenden Kroaten und den südlichen Slowenen auch Serben in Süddalmatien und Deutsche in Kärnten. Von diesem war gerade der vorwiegend deutsche Teil zu den Provinzen geschlagen worden, der slowenische blieb bei Österreich ebenso wie das slowenische Steiermark. So konnte diese Schöpfung auf keinen Fall etwaige völkische Wünsche der Slowenen befriedigen. Immerhin beseitigte der französische Gouverneur das Deutsche aus den Normalschulen und ersetzte es durch die Landessprache. In dieser Zeit konnte Vodnik besonders wirken, gab die erste slowenische Zeitschrift heraus, schrieb die erste Geschichte seines Landes, die erste volkstümliche Grammatik, ganz abgesehen von seinen das Volksgefühl der Slowenen, der „Illyrier“, anregenden Liedern. Diese Stärkung des Slowenentums griff auch nach den österreichisch gebliebenen Ländern über. In Steiermark wurde in Graz 1810 eine slowenische Gesellschaft gegründet und an der dortigen Universität entstand 1812 ein Lehrstuhl für Slowenisch.

Der Rückfall der slowenischen Länder an Österreich hielt diese Entwicklung wieder auf. Die Metternichsche Regierung stellte sich den Bestrebungen entschieden entgegen, ohne sie doch ganz unterdrücken zu können. Im Volke hatten sie ja noch nicht allgemein Fuß gefaßt, aber in den intellektuellen Kreisen blieben sie dauernd kräftig entwickelt. Als ihr Mittelpunkt wurde in Laibach 1843 durch Dr. Bleiweiß (Plowez) eine Revue gegründet, in Kärnten die Gesellschaft St. Hermayor, gefördert besonders durch den slowenischen Erzbischof von Marburg, Slomschek. Das Jahr 1848 brachte den slowenischen Bestrebungen einen besonderen Aufschwung. Immer mehr literarische, ästhetische und gelehrte Gesellschaften entstanden, und besonders tritt nun auch der allslawische Gedanke mehr hervor. Bei einem so kleinen Volke, wie es die Slowenen heute sind, ist ja der Gedanke der Anlehnung an verwandte Völker recht natürlich.

Ähnliche Gedanken waren übrigens schon früher aufgetaucht. Schon der slowenische Priester Georg Japetz (1744—1807) suchte eine Annäherung aller Slawen auf kulturellem Gebiete, besonders auf dem Gebiete einer gemeinsamen Schrift zu erzielen. Mit ihm arbeitete B. Kumerdij (1738—1805) am gleichen Ziele. Bartolomeus Kopitar (1780—1844) trat auch für eine Vereinigung aller Slawen ein und verlangte eine slawische Akademie in Wien, noch ehe dort eine deutsche bestand. Auch tschechischer Einfluß machte sich in gleicher Richtung geltend, besonders der des Dichters J. Kollár, der nur eine einzige slawische Sprache anerkennen wollte und alle Einzelsprachen nur als deren Mundarten betrachtete, eine Übertreibung, die bald selbst von den meisten Slawen abgelehnt wurde. Das Jahr 1848 brachte endlich den ersten slawischen Kongreß in Prag. Dort formulierten die Slowenen ihre Wünsche dahin, daß alle Slowenen, welche Steiermark, Krain, Kärnten und das Litorale bewohnen, zu einem politischen Ganzen unter dem Namen des Königreichs Slowenien vereinigt würden, daß Laibach der Sitz ihrer gemeinschaftlichen Regierung werde, daß die slowenische Sprache zur diplomatischen Geltung gelange und in die Schulen, Ämter und Gerichte eingeführt werde, daß man ferner die Kenntnis der slowenischen Sprache für jeden Beamten zu einer unerläßlichen Pflicht mache. Außerdem solle eine slowenische Universität in Laibach errichtet werden. Diesen Zielen hat das Slowenentum auch weiterhin, teilweise mit einigem Erfolge, nachgestrebt, zeitweise darin von der Regierung unterstützt. 1867 beteiligten sie sich am zweiten slawischen Kongreß in Moskau. 1870 traten die Slowenen infolge Nichterfüllung ihrer weitgehenden Forderungen am 31. März mit den Polen aus dem Reichsrate aus. 1881

erreichten die Slowenen zusammen mit den Tschechen und den Kroaten in Istrien und Dalmatien die Slawisierung zahlreicher Mittelschulen. Eine Sprachenverordnung vom 29. April 1882 gestattete bei Gerichten auch slowenische Eingaben. Bei allen diesen Erfolgen genossen die Slowenen klerikale und feudale Unterstützung ebenso wie Tschechen und Polen. Schon das Ministerium Taafe hatte den Slowenen ein Gymnasium in Cilli in Aussicht gestellt. 1894 wurde diese Frage unter seinem Nachfolger Windischgrätz brennend. Trotz des erbitterten Widerstandes der deutschen Linken, dem das Ministerium zum Opfer fiel, wurde die Umwandlung des Gymnasiums in ein solches mit deutscher und slowenischer Unterrichtssprache doch am 10. Juli 1895 mit 173 gegen 143 bewilligt. Mit den slawischen Nationalisten stimmte auch der deutschklerikale Hohenwartklub. Weitere Erfolge konnten die Slowenen zunächst nicht erzielen, auch die Beteiligungen an den Slawentagungen in Prag (1908) und Sofia (1910) und der Slowenentag in Laibach (September 1897) führten nur zu einer erneuten Betonung der alten Ziele. In diesem ganzen Kampfe zeigten die Slowenen die ganze Rücksichtslosigkeit und mangelnde Folgerichtigkeit, die wir gewöhnlich bei in politischem Sinne jungen Völkern finden. Während sie in ihrer Domäne Krain Sturmangriffe auf deutsche Firmenschilder und deutsche Privatschulen unternahmen, in Laibach die deutschen Straßennamen vollständig entfernt haben wollten, die an sich nur klein unter den slowenischen standen, während sie für die deutschen Schulen in Gottschee einen slowenischen Inspektor ernannten, verlangten sie in Steiermark und Kärntnen als Minderheitsvolk volle Gleichberechtigung. Während sie ihre völkische Eigenart durch Errichtung von Schulen aller Arten gefördert wissen wollten, lehnten sie die Errichtung einer italienischen Universität in Triest schroff ab, während ihr die Deutschen zustimmten.

Ergebnisse.

Was geben uns diese ethnographischen und geschichtlichen Tatsachen für Lehren? Bis zur Reformationszeit schien das Schicksal der Slowenen besiegelt. Von der einen Seite drohte ihnen die Eindeutschung, von der andern die Überflutung durch die Kroaten, und beide Gefahren bestanden bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts fort, wenn auch die erste erheblich eingeschränkt war. Seitdem hat sich das Slowenentum soweit gekräftigt, daß es sich sicher auf lange Zeiten hinaus seine Selbständigkeit behaupten und einen weit nach Westen vorgeschobenen Keil bilden wird, ähnlich den Tschechen, von denen es noch den Vorzug der breiten Anlehnung an die verwandten Kroaten voraus hat: Eine Eindeutschung haben aber die Slowenen heute entschieden nicht zu fürchten. Eine größere Gefahr droht ihnen entschieden von der kroatischen Seite her. Ein großer westslawischer Staat, den selbst Th. Fischer als sicher einmal kommend ansah, würde den Slowenen jedenfalls sicherer ihr Volkstum vernichten als ein politischer Anschluß an die Deutschen, wie er seit über einem Jahrtausend bestanden hat. Wäre die westslawische Einigung von Serbien ausgegangen, so hätte natürlich in ihm das serbische Volkstum schon nach dem Rechte des Siegers die Oberhand gehabt. Aber auch, wenn es zu einer Einigung der Südslawen innerhalb der habsburgischen Monarchie kommen sollte, etwa so, daß die slowenisch-kroatisch-serbischen Länder, etwa zwischen Drau, Donau, Morawa, den albanischen Alpen und der Adria neben Deutsch-Österreich und Ungarn eine gleichberechtigte Einheit bildeten, so würde in dieser das Slowenentum eine ganz untergeordnete Rolle spielen; denn den noch nicht $1^1/_2$ Millionen Seelen zählenden Slowenen stünden dann mindestens 8 Millionen Kroaten und Serben gegenüber, die in Sprachenfragen sicher zusammengehen würden. Das slawonische Land würde zuerst den Kroaten anheimfallen, aber auch den Alpenslowenen würde im Laufe der Entwicklung der kroatische Charakter mehr und mehr aufgedrückt werden müssen. Schließt sich doch schon heute die slowenische Literatursprache viel enger dem Serbokroatischen an als die Volkssprache.

Diese Gefahr, die den von den Kroaten Istriens und Kroatiens halbkreisförmig umfaßten Slowenen besonders in Krain droht, haben auch früh schon besonnene Slowenenführer erkannt, wie Kopitar und Prescheren, und haben sich daher gegen den eigentlichen „Illyrismus" ganz ablehnend verhalten. Ihnen schwebt meist ein selbständiges „Slowenien" als Ziel vor. Daß ein solches in voller Selbständigkeit heute zur Ohnmacht verurteilt wäre und gerade durch seine Hilflosigkeit der Gefahr völkischer Unterdrückung ausgesetzt wäre, ist heute wohl jedem denkenden und nicht durch vorgefaßte Meinungen beeinflußten Menschen klar. Auf ein selbständiges Slowenien brauchten ja weder die Deutschen, noch die Kroaten die geringste Rücksicht zu nehmen, die besonders die ersten jetzt den Slowenen erweisen, die mit ihnen Bürger des gleichen Staates sind. Es bliebe also nur die Zusammenfassung der slowenischen Länder Österreichs zu einem einheitlichen Kronlande übrig, wobei aber wohl auch die Slowenen Kroatiens außer Betracht bleiben müssen, die dem Slowenentum doch wohl sicher verloren gehen werden. Eine solche Umänderung der geschichtlich gewordenen Gliederung des Landes würde nicht leicht, wenn auch nicht unmöglich sein. Die heutigen Kronländer sind zwar nicht vollständig, aber doch sehr weitgehend geographisch einheitlich, Krain und das Küstenland, das Gebiet der Save und des Karst, Kärnten das der oberen Drau, Steiermark das der Mur, aber auch Teile des Drau- und Savebeckens mit umfassend. Selbstverständlich ließe sich eine Neuabgrenzung nicht nach den Ansprüchen der extremsten Vertreter einer Richtung treffen, etwa so, daß sie alle Slowenen und damit auch zahlreiche deutsche Minderheiten umfassen müßte. Man könnte die Grenzen eines Sloweniens ziehen, wie man wollte, zahlreiche Deutsche würden immer in ihm ansässig sein, besonders in den größeren Städten und im Gottscheer Lande. Ihre Rechte müßten natürlich gesichert werden, und zum Ausgleich müßten auch die Slowenen auf Volksgenossen im deutschen Gebiete verzichten. Außerdem müßte sich eine Neuabgrenzung nach Möglichkeit den geographischen Verhältnissen anpassen. Daß Görz und Krain vollständig einem slowenischen Kronlande zugehören müßten, unterliegt keinem Zweifel. In Steiermark käme das Gebiet der Drau bis zur Wasserscheide gegen die Mur in Frage, in Kärnten allerhöchstens das Gebiet der Karawanken. Dies wäre das äußerste Zugeständnis, das die Deutschen den Slowenen machen könnten. An sich wäre es aber natürlicher, das Kärntener Gebiet ganz dem Deutschtum zuzuweisen. Auch dann wäre in Steiermark die Überlassung von Marburg für sie noch ein großes Opfer. Schwierigkeiten bereitet im Süden Istrien mit Triest. Auf beide können die Slowenen nur geringe Ansprüche erheben. Triest ist außerdem für den Gesamtstaat so wichtig, daß ihm in Zukunft eine noch größere Selbständigkeit zukäme als heute, natürlich nicht seine Auslieferung an reichsfeindliche Italiener. In Istrien dagegen kommt sicher den Kroaten die Hauptbedeutung zu. Etwas Endgültiges läßt sich über diese Frage erst sagen, wenn die Bedingungen des Friedens festgestellt sein werden. Ein solches slowenisches Kronland, gewissermaßen ein etwas vergrößertes Krain, würde den Slowenen in allen lokalen Fragen Selbst-

verwaltung bringen. In allen anderen müßten sie sich an die benachbarten deutschen Länder Kärnten und Steiermark anlehnen, in deren innere Verwaltung durch die Ausscheidung der Slowenen auch größere Ruhe und Stetigkeit einziehen und den Verlust an Land und Leuten reichlich ausgleichen würde. Daß auch die Rechte der deutschen Minderheiten gewahrt, daß sie vor gewaltsamer Slowenisierung gesichert werden müßten, sei auch hier nochmals betont. Nicht der Kampf gegen das Deutschtum kann die Aufgabe dieser westlichen Vorposten des Slawentums sein. Damit opfern sie sich nur im Dienste der größeren, hinter ihnen sitzenden Slawenvölker auf. Geographie und Geschichte weisen sie vielmehr auf friedliches Zusammenleben mit den Deutschen hin, mit denen sie ein Land bewohnen, und denen sie alles verdanken, was sie vor den östlicher sitzenden Slawen voraus haben. (m.)

Mitteilungen.

Brief an den Herausgeber. Sehr geehrter Herr Doktor! Die patriotische Pflicht und schmerzliche Sorge um unsere Zukunft nötigen mich — wenngleich Ihnen ganz unbekannt — die nachstehenden Ausführungen an Sie gelangen zu lassen — um so mehr, als Euer Hochwohlgeboren an der unermüdlichen Förderung unserer national-politischen Freiheitsbestrebungen einen so edlen und hervorragenden Anteil haben. Den unmittelbarsten Anlaß zu meinem Schreiben geben mir Ihre gelegentlichen Äußerungen in der „Osteuropäischen Zukunft".

Euer Hochwohlgeboren werden sich wohl nicht verwundern zu hören, daß solche allerdings aufrichtig und ernst gemeinte Behauptungen wie: „Eine Frucht des Weltkriegs wird sein, daß . . . die Ukraine, eine selbständige Nation, ein europäischer Großstaat wird, ganz gleich, wann diese Frucht reift" — oder: „Das deutsche Volk wird die Unterdrückungsmachenschaften durch die Polen nicht zulassen" — jetzt nach den Akten vom 5. November 1916, bei meinen Volksgenossen anders aufgenommen werden. Zwar hatten wir immer und werden auch haben die Überzeugung von dem Gerechtigkeitssinn des deutschen Volkes, zwar glauben wir an die echte, warme Sympathie seiner führenden Geister uns gegenüber; und ich, für meinen Teil, dürfte mich nie unterstehen, den Gedanken aufkommen zu lassen, daß auch die Reichsregierung in der großen Zeit dazu fähig wäre, die Knechtung und Vergewaltigung des nach Freiheit schmachtenden Märtyrervolkes auch nur zu begünstigen. Allein die Novembermanifeste zeigen nur allzu deutlich, daß das Volk denkt und die Regierungen lenken. Die Zentralmächte haben im Laufe von zwei Jahren schon reichlich dafür gesorgt, um bei unserem gesamten Volke alles andere, d. i. den berechtigten Zweifel und die unvermeidliche Zurückhaltung hervorzurufen, nur nicht die felsenfeste Hoffnung, daß die Verheißungen und die Worte in Handlungen umgesetzt werden. Hier die grausamen Tatsachen: Die ukrainischen Territorien des österreichischen Okkupationsgebietes stehen unter der polnischen Verwaltung; nur auf Umwegen und mit größter Mühe gelang es, überall 20 Schulen in Wolhynien — dank den Schweden — zu gründen; das Cholmland würde Polen schon jetzt einverleibt und bleibt das einzige ukrainische Gebiet, wohin den Ukrainern jeder Eintritt untersagt ist. Ist dadurch unser Volk nicht zum erniedrigten Kauf- und Tauschobjekt in neuer Auflage geworden? Was man uns in Wien versprach und was wir von den dunklen Mächten daselbst zu erwarten haben, läßt uns nach wie vor jenes alte Gespenst der Protektion für ein aristokratisches Volk ahnen, welches außer dem Adel noch über eine außerordentliche schauspielerische Begabung verfügt, die ihm ermöglicht, maßgebende Kreise und die öffentliche Meinung in Wien und Berlin mit dem angeborenen Größenwahnsinn auch weiterhin zu bezaubern, daß es nämlich auf der Welt eine ganz besondere Eliterasse gibt, welche den politischen Mittelpunkt mindestens in Nordosteuropa bildet. . . . Wie gesagt, bei uns erweckt die Wiener Haltung kein Verwundern mehr. Am 5. April 1916 behandelte der Reichskanzler öffentlich im Reichstage die Ukrainer per non sunt.

Wenn man nach den Ursachen all dieser Erscheinungen fragt, so wird man auch im siegreichen Deutschland die Politik der Furchtsamkeit nach zwei Fronten vermuten müssen: einerseits hoffte man bei den Polen durch Einverleibung Cholmlands die Freundschaft erkauft zu haben, andererseits durfte Rußland durch etwaige Aufrollung unserer Frage nicht gereizt, im Gegenteil, durch Niederhalten derselben sollte es dem Friedensgedanken geneigter gemacht werden. Und die Erfolge? Man hat das alte feste Vertrauen unseres Volkes getötet — auf beiden Seiten der Front — dafür aber sich eine neue Freundschaft wohl nicht gesichert. Denn es war bislang noch niemand imstande, das nimmersatte Polen zufriedenzustellen, und dann — die paar Zeitungsherausgeber und Redaktoren und Berufspolitiker sind noch lange nicht das polnische Volk. Ferner wissen wir nur zu gut, ob Rußland seiner selbst Herr war und ist und ob seine Sonderfriedensbestrebungen 1916 auch sonst wirklich so ernst und aufrichtig waren. Es ergibt sich sonach von selbst die Frage, ob eine derartige Politik und derartige Entschließungen dem deutschen Namen Ehre bringen? Deutschland sollte uns in unserem namenlosen Jammer wenigstens die bittere Enttäuschung ersparen.

Oder: man hält mit Recht dem Feinde die kleinen Staaten vor, indessen aber duldet man noch immer die nationale Sklaverei eines Volkes und wagt nicht einmal, dieselbe abzuschaffen. So war und bleibt unser Volk hierzulande auf seinem Heimatboden auch fürderhin heimatlos, in der Monarchie wird es noch immer geächtet, in Galizien wird sein nationales Empfinden noch immer mit Füßen getreten, seine Kultur und Kirche nach wie vor verhöhnt — schon ganz zu schweigen von den Ereignissen 1914/15.

Was Wunder also, wenn auch dieses unglückliche Volk, die Naivität von 1915 losgeworden, heutzutage nur noch für reale Politik etwas übrig hat. Angesichts der unerbittlichen Wirklichkeit haben wir alle Hoffnung auf fremde Hilfe und somit auf baldige bessere Zukunft aufgegeben, und ein weiterer Glaube daran wäre ein seelischer Luxus. Dieser Weltkrieg bringt mit eine alte Lehre und Wahrheit, daß man nämlich nur auf sich selbst, auf Gott und die ewige Gerechtigketi bauen darf.

Zum Schluß bitte ich mein Wagnis und die Schrift zu verzeihen und den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung entgegennehmen zu wollen. Ergebenst gez. Andry Mykytiak, k. k. Gymnasialprofessor. Stryj, den 14. Januar 1917.

Besser als es die eindringlichsten Artikel vermöchten, spiegelt der vorstehende Brief die schwere Enttäuschung ab, die der 5. November dem ukrainischen Volke gebracht hat. Aber ich glaube nicht, daß Anlaß besteht, die Zukunft der galizischen Ukraine so grau in grau zu sehen.

Die Enttäuschung über Polen in Deutschland kommt, muß, das wissen alle Einsichtigen, kommen. Manche behaupten, sie sei in eingeweihten Kreisen längst da. Damit aber wird in Deutschland zum ersten Male eine Ukrainepolitik einsetzen. Bisher war dies aus den Gründen, die Herr Prof. Mykytiak so treffsicher angedeutet hat, nur in sehr begrenzter Weise möglich.

Aber das Verständnis für die weltpolitische Bedeutung Galiziens bricht sich eben erst in Deutschland Bahn. Herr Dr. Mykytiak hat, wie viele seiner Landsleute, keine Vorstellung von dem harten Wall entgegenstehender Vorurteile, der geduldig und geflissentlich von gegnerischer Seite errichtet wurde.

Auch in unseren führenden politischen Köpfen muß diese Einsicht erst geweckt werden, damit Entschließungen praktischer Art aus ihr entspringen können. Darum heißt es für unsere ukrainischen Freunde: arbeiten und nicht verzweifeln.

Wir gönnen zwar den Polen aufrichtig ihre Selbständigkeit, die ja mit der Staatsratsbildung so sicher im Marsche ist, wir werden aber nicht ablassen von dem Bestreben, im deutschen Volke Verständnis für das ukrainische zu wecken, das unbedingt zur Freundschaft führen muß. (m.) Dr. Falk Schupp.

Der Donau-Mainkanal. Im Mittelpunkt unserer handelspolitischen Maßnahmen, soweit sie Ost- und Südosteuropa betreffen, steht der Donauwasserweg und die Frage, eine leistungsfähige Kanalverbindung zum Main herzustellen. Die königlich bayerische Regierung gedenkt nun dem demnächst zusammentretenden Landtag ein Kanalprojekt vorzulegen, das von dem seither als feststehend Erachteten wesentlich abweicht.

Bisher galt der Unterlauf der Altmühl, das gleichnamige Tal, durch das sich auch der Kanalbau König Ludwigs I. von Bayern vom Jahre 1832 zieht, als gegebene Route, und Regensburg als Umschlagshafen. Das untere Altmühltal stellt geologisch ein einstiges Strombett der Donau dar und ist daher breit, mit Wiesen durchzogen und geeignet für binnenwasserliche Kunstbauten.

In dem neuen Vorschlag, den die Regierung sich zu eigen gemacht hat, geht man nicht mehr von den Erfordernissen des 1000 Tonnenschiffes aus, sondern griff die Frage gleich in ganz großzügiger Weise an, indem man das 1200 Tonnenmodell zur Grundlage machte. Dieser Gesichtspunkt ist höchst anerkennenswert, denn die höhere Tonnage bedeutet tatsächlich eine vielfach gesteigerte Umschlagsmöglichkeit.

Bedenklicher ist jedoch die Konsequenz dieser Abänderung. Nach den Mitteilungen der München-Augsburger Abendzeitung soll das untere Altmühltal und besonders die Abzweigung von Dietfurt an nicht genug Wasser haben, um für diese vergrößerten Ansprüche zu genügen.

Man hat also die weiter westwärts gelegene Linienführung über Grönhard wieder aufgenommen und dadurch den ersten Kanal, den ein deutscher Kaiser einst hat in Angriff nehmen

lassen, wieder zu Ehren gebracht. Es handelt sich um die fossa carolina, den Versuch Karls des Großen, Donau und Main zu verbinden. Die Einmündung in die Donau ist bei Steppberg, nachdem zuvor etwa von Dollnstein aus auf ungefähr 20 Kilometer das Wellenheimer Trockental benutzt wurde, ebenfalls ein Stück ehemaligen Donautals.

In diesem Falle würde Regensburg seine künftige Vorzugsstellung als Reichsdonauhafenstadt an die bayerische Festungsstadt Ingolstadt abzutreten haben. Durch diese Umänderung gewinnt vor allem Augsburg seine alte Stellung als Handelsemporium, die es durch das ganze Mittelalter hindurch bis zum Beginn des Eisenbahnzeitalters fast unbestritten besaß, dann aber mehr und mehr eingebüßt hatte, wieder. Für München ergeben sich durch die Verkürzung des Schienenweges einige Vorteile, auch Nürnberg rückt dieser Umschlagstelle näher.

Anderseits aber ist nicht zu verkennen, daß in Ingolstadt noch so gut wie alles fehlt, um als Umschlagshafen dienen zu können, während Regensburg dies in seinem mustergültigen Luitpoldhafen längst besitzt. In Regensburg ist ferner alles vorbereitet zur Aufnahme einer des Donauanschlusses bedürftigen Großindustrie. Um die gleichen Voraussetzungen für Ingolstadt zu schaffen, gehen drei bis vier Jahre verloren, ganz abgesehen von den 25 bis 30 Millionen Mark, die es außerdem kostet.

Man rechnet nunmehr anscheinend unbedenklicher, nachdem nicht mehr der bayerische Staat allein oder in Verbindung mit seinen Gemeinden, sondern in einem größeren Interesseverband das Reich, Bayern, die Gemeinden, die beteiligten Industrien und Handelsvertretungen zusammenwirken sollen. Es ist anzunehmen, daß die rheinische Großindustrie zugunsten Ingolstadts eintreten wird, da dieser Umschlagsplatz ihren Absichten durchaus mehr entspricht. Tief einschneidend werden nur die Interessen der sächsischen Industrie von der Änderung berührt und zwar im ungünstigen Sinne. Vom Berliner Standpunkt ist es mehr oder minder gleichgültig, ob nun Regensburg bleibt oder Ingolstadt an seine Stelle tritt.

Übrigens wird Regensburg, auch wenn Ingolstadt noch so großzügig ausgebaut wird, seine durch natürliche Vorzüge ausgezeichnete Rolle nicht völlig einbüßen, sie wird ihm nur verkürzt und geschmälert. Ebenso wie Passau seine Eigenschaft als Umschlagsplatz für Schweizer Transite behalten wird.

Die Gesamtkosten des Projektes werden mit 650 Millionen Mark berechnet, während als Ausführungszeit 8 Jahre vorgesehen sind. Die Länge des Kanals beträgt 730 bzw. 736 km. Der Kanal soll einen Tiefgang von 3 m und ein Breitenausmaß von 38 m besitzen.

Es wäre an der Zeit, daß der Bayerische Landtag sich aufraffte und endlich mit diesem großen Wurf voranginge, nachdem er einen großen Teil der im Krieg fühlbar gewordenen Schuld trägt, daß unsere Ausnutzung der „weißen Kohle" der unvergleichlichen Wasserkräfte in verheißungsvollen aber unbedeutenden Ansätzen stecken blieb. (m) Dr. Falk Schupp.

Die Vergewaltigung Finnlands durch die Knute Rußlands zeigt der ganzen Welt, wie es um die heuchlerische Versicherung Lloyd Georges von der Befreiung der unterdrückten Völker durch die Entente in Wirklichkeit steht. Daß man selbst im „neutralsten" Land Europas, in der Schweiz, gerade in diesem Stadium des Weltkrieges darüber besondere Erwägungen anstellt, ist von besonderer Bedeutung, die noch erhöht wird, wenn man sieht, daß selbst Zeitungen, wie die Neue Züricher Zeitung, die kaum im Verdacht der Germanophilie steht, darüber folgendes schreibt:

Als der Weltkrieg ausbrach, beabsichtigte die russische Regierung eben, über die Stellung der russischen Sprache in Finnland, d. h. ihre Erhebung zur offiziellen Sprache des Landes, der Duma ein Gesetz vorzulegen; die russische Amtssprache sollte also durch die russische Legislative, entgegen der finnländischen Konstitution und ohne die gesetzgebende Körperschaft des Landes, die finnische Volksvertretung, eingeführt werden. Der Krieg hat den Erlaß dieses Gesetzes bis jetzt verzögert. Doch die Richtlinien des Gesetzes wurden damals bekannt gegeben, und die späteren „Verordnungen" bedeuteten die Verwirklichung des Zieles. Am 26. Mai 1916 wurde eine kaiserliche Verordnung als Gesetz publiziert, die sehr wichtige Vorschriften für die Anwendung der russischen Sprache als Amtssprache enthält. Sie verlangt nämlich, daß alle Schriftstücke der finnischen Verwaltungsbehörden, die den russischen Regierungsinstitutionen vorgelegt werden sollen, russisch abgefaßt sein müßten. Auf diesem Wege weitergehend, beschloß der russische Ministerrat dann am 8. Dezember 1916: Alle finnischen Verwaltungsbehörden werden verpflichtet, im Verkehr mit dem Ressort des Generalgouverneurs sich der russischen Sprache zu bedienen; desgleichen muß auch die Amtsführung des Kanzlers der Landesuniversität wie auch der Verkehr mit demselben auf Russisch stattfinden. Die gleiche Vorschrift erstreckt sich auf die Geschäftsführung und den Verkehr des finnischen Minister-Staatssekretariats in Petersburg, wie auch auf die Paßbehörde Finnlands. Für die Geschäftsführung der ökonomischen Abteilung des finnländischen Senats ist die russische Sprache spätestens nach Ablauf von drei Jahren obligatorisch; für die Verwaltungsbehörden der Gouverneure, der Provinzialverwaltungen und der sog. „Zentralverwaltungsbehörden" ist diese Frist auf fünf Jahre festgesetzt.

Ferner beschloß der russische Ministerrat in derselben Sitzung, die Requisition der finnischen Handelsschiffe auf Grund russischer Gesetze durchzuführen, die Bank von Finnland unter Oberaufsicht des russischen Finanzministers zu stellen, die Durchgangszölle für den Bedarf der russischen Armee und der Marine aufzuheben und die Rechte der in Finnland befindlichen Angehörigen der feindlichen Staaten auf Grund des russischen Gesetzes vom 6. März 1915 zu behandeln, d. h. sie für aufgehoben zu erklären.

Wie steht es dabei mit der „Freiheit" der Finnen? Wird sie etwa geschützt? Nur ein Beispiel: Die finnische Presse ist derart geknebelt, daß sie angesichts dieser Verletzungen des Landesgesetzes und der Verfassung kein Wort der Kritik veröffentlichen darf. (m) Thudichum.

Tiflis in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schilderte nach einem Bericht von Dr. Hans Taub der Kustos am Ethnographischen Museum, Dr. Adolph Dirr in einem fesselnden Vortrag in der letzten Versammlung der Münchner Orientalischen Gesellschaft. Der Redner, ein vorzüglicher Kenner des Kaukasus, gedachte zunächst in einem kurzen historischen Rückblick der Entwickelung dieser schönsten aller Provinzen des russischen Reiches, dem sie seit mehr als einem Jahrhundert einverleibt ist. Tiflis, die Hauptstadt des ganzen Gebietes, hat verhältnismäßig heiße Sommer, aber milde Winter. Von seltener Anmut ist der Frühling im Kaukasus und einzig schön ist der Herbst. Ebenso wunderbar wie die Natur ist auch die Lage der Stadt. Sie baut sich amphitheatralisch längs der Kura auf. Dieser Fluß schafft eine Fülle malerischer Bilder aus den einzelnen Teilen der Stadt, die eigentlich ein Komplex von zusammengewachsenen Orten ist.

Wenn auch Handel und Gewerbe nicht bedeutend zu nennen sind, so ist doch die Stadt mit ihren 300 000 Einwohnern ein geistiges Zentrum, wie man es in Rußland selten findet. Tiflis besitzt eine ganze Reihe von Knaben- und Mädchengymnasien, eine große Zahl Gewerbeschulen, Hochschule für Frauen und viele gelehrte Gesellschaften. Wir finden außerdem in Tiflis ein sehr schönes Museum, eine öffentliche Bibliothek, und ein Theater mit deutschen, russischen, polnischen, tatarischen, neugriechischen und andern Vorstellungen. Ziemlich stark war von jeher die deutsche Kolonie. Sie bestand aus Reichsdeutschen, aus Deutschen aus den baltischen Provinzen und den schwäbischen Kolonien im Kaukasus.

Was der Ausbruch des Krieges für das deutsche Element in Tiflis bedeutete, ist nicht zu beschreiben. Es ist gegen die Deutschen geradezu scheußlich gewütet worden. Es sind bei der Verfolgung der Deutschen Szenen vorgekommen, die uns noch heute die Schamröte ins Gesicht treiben müssen. Wir sollten den Haß, die Niedertracht und die Gemeinheit, die Tausende von armen Menschen, die nichts verbrochen hatten, als daß sie Deutsche waren, erdulden mußten, nicht vergessen. Auch die Armenier haben sich dort, wo sie mit den Deutschen in Berührung kamen, nicht besser benommen.

Der Redner schloß mit dem Hinweis, daß aus Transkaukasien mit gutem Willen und mit modernen Hilfsmitteln alles zu machen ist. Der Kaukasus ist reich an Wein, Baumwolle, Getreide, Mineralquellen, kurz ein Land, das unter verständiger Leitung der größten Blüte entgegengehen könnte. Dabei ist Transkaukasien — und darauf beruht sein ungeheurer Wert für Rußland — ein Brückenkopf für jede kriegerische Unternehmung gegen die Türken und gegen Persien. Rußland wird niemals auf seine alten Dardanellenträume verzichten. Dazu braucht es Transkaukasien, das mit Ausnahme der Bewaffnung alles hervorbringen kann, was seine Armee braucht.

Eine Reihe prächtiger Lichtbilder, durchweg aus eignen Aufnahmen hervorgegangen, ergänzte die inhaltreichen Ausführungen, die von der zahlreichen Versammlung mit reichem Beifall bedacht wurden. (m)

Bücherbesprechung.

Karl Kuhls: **Das Monopol**, Sozialer Roman aus dem russischen Volksleben. Sozialer Verlag Berlin, Preis 3 Mark.

Ein Anklagebuch, wie es markiger und treffender seit Kennan nicht mehr gegen die trostlosen Zustände im moskowitischen Reich erschienen, ist dieser Roman Karl Kuhls. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man ihn der erzählenden Dichtung Tolstojs „Macht der Finsternis" voranstellt. Leuchtet er doch viel tiefer und wuchtiger in alle Schmutzwinkel hinein, die das Elend des barbarischen Riesenreiches in der Seele seiner Bewohner aufhäuft. Ein besonderes Verdienst des Buches bildet die Beleuchtung der Alkoholnot des gemeinen Mannes in Rußland und die Darstellung der furchtbaren Folgen, welche sich daraus ergeben. Der Roman verdient auch als politisches Mittel der Aufklärung über Rußland weite Verbreitung. (m) Freya Schupp.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Falk Heinrich Schupp in Berlin. Verlag von J. F. Lehmann in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Gerhard Reuter in München-Pasing. Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München.